

Gerhard Mumelter



*Arbeiten im Wein- und Obstgarten*

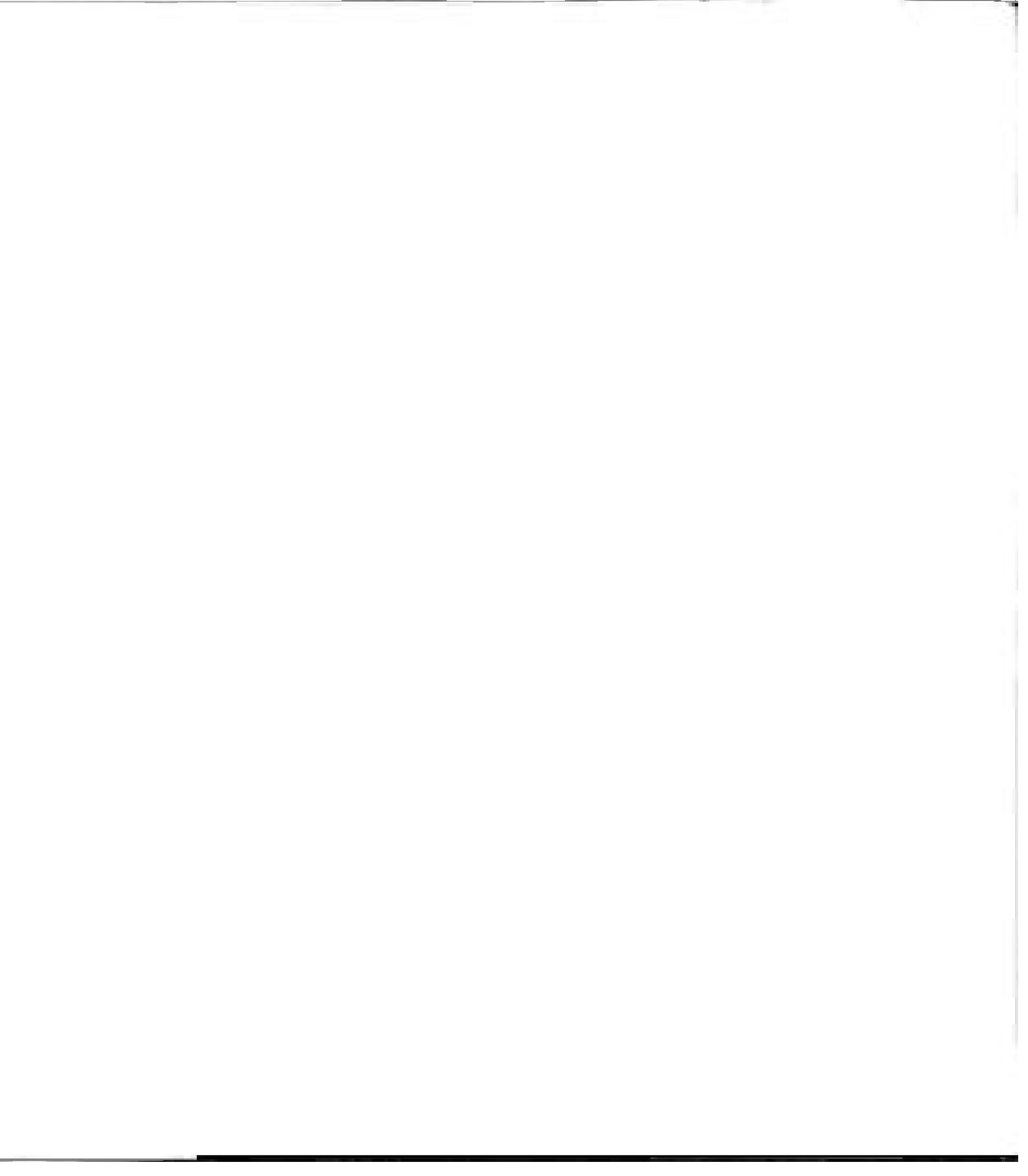
---

## Die Hutterer

Tiroler Täufergemeinden  
in Nordamerika

---

ARUNDA 19



Michael Holzach gewidmet

37

Gerhard Mumelter

# Die Hutterer

ARUNDA

Gedruckt mit Unterstützung der Südtiroler Landesregierung.  
Abteilung für Unterricht und Kultur.

ARUNDA 19  
Februar 1986  
Umschlag und Gestaltung: Gerhard Mumelter  
Satz: Graphic Line, Bozen, Dantestraße 20A  
Druck: CIERRE, Verona, via Betteloni 19

Gerhard Mumelter

## »Bist mit'm Luftschiiff kumme?«

Die schwammige, giftblonde Frau im Store hinter der Tankstelle zuckt ratlos die Schultern. Der unangenehm süßliche Duft der roten Würstchen, die sich auf dem Grill drehen, steigt mir in die Nase. Die dicken Arme, die in einem hellblauen Kittel stecken, auf den Ladentisch gestützt, wiederholt sie meine Frage und zieht dabei die dünnen, mit einem Stift gezogenen Augenbrauen hoch: »Pleasant Valley? I don't know«, sagt sie ein zweites Mal. Dann, ganz plötzlich, kommt ihr die Eingebung: »Ah, the Hutterites!« Die mit der schwarzen Kluft? Die kenne sie natürlich. Sieben Meilen ostwärts sei die Farm, Richtung Minnesota, immer geradeaus. Zu erkennen sei sie an der überdimensionalen Füttermischanlage.

Wir verlassen Flandreau, eine der tristen Kleinstädte in den endlosen Ebenen des Middle-West und biegen in die Maisfelder ein.

Eine Stunde später sitzen wir im Haus des Predigers Peter Tschetter um den Tisch, eingedrungen in die Weltabgeschiedenheit der »Hutterischen Brüder«, deren Leben Regeln und Gesetzen folgt, die bald ein halbes Jahrtausend alt sind. Vergessen ist die Welt der Hamburger und Hot dogs, die Frauen, eingehüllt in lange Gewänder und Kopftücher, tischen Suppe, Gemüse und Fleisch auf.

Ich fühle neugierige Blicke auf mich gerichtet. Vor der Wohnzimmertür sammeln sich Kinder und Frauen und mustern uns mit scheuen Blicken.

Jahrelang habe ich alles gelesen, was mir an Literatur über die Hutterer in die Hände fiel. Jetzt, wo mein Wunsch, dieses »vergessene Volk« zu besuchen, in Erfüllung gegangen ist, mutet alles beinahe unwirklich an: die schwarzen Hosen und Janker der Männer, die Häubchen der Mädchen, die Kopftücher der Frauen, die archaische Sprache. Eine Märchenwelt fast. »Bist mit'm Luftschiiff kumme?« höre ich fragen, und: »Ist's kolt gwes'n in Luftschiiff drinn?« »Wo host Dein Weib?« »Wieviel Kind'r host'n?« Es regnet Fragen.

Immer mehr Häubchen und schwarze Janker stauen sich im Gang, um die Eindringlinge zu betrachten. Bin ich in frühere Jahrhunderte zurückgekehrt? Ich blicke mich im Zimmer um: ein Schreibtisch, ein Sofa, ein großer Ventilator, ein Glasschrank mit Geschirr, einige Bilder und eine Uhr an der Wand. Eine Durchschnittswohnung. Nichts, was auf den ersten Blick auf die Hutterischen Brüder schließen ließe. Die Uhr allerdings zeigt nicht die in den USA übliche Sommerzeit an, die für die Glaubensbrüder schlichtweg weltlicher Unfug ist. Sie diene nur dazu, »in die Towns a Stund' länger Hurerei zu treib'n.«

Es ist Sonntag nachmittag, die Andacht steht bevor. Mit einer Fernbedienung löst der Prediger ein Blinklicht auf dem Kirchendach aus. Nach wenigen Minuten strömen sie aus ihren Häusern, die Hutterischen Brüder und Schwestern in Christo, die »Gmah«, jene Gemeinschaft, die sich als »Arche im Meer der Sünde« begreift. Schweigend betreten sie das neuerrichtete Gebetshaus, knien in den Bänken nieder. Die Einhaltung der hierarchischen Ordnung ist ihnen selbstverständlich. Männer links, Frauen rechts, die Jüngsten ganz vorne, die Ältesten in der letzten Reihe.

An der Decke drehen sich vier große Ventilatoren, das einzige, was im schmucklosen Raum auffällt. Kein Altar, keine Kerze, kein Kreuz, keine Musik zu den Liedern, denn »dos lenkt nur ob vun Gebet«.

Heiligen- und Madonnenverehrung gilt den Hutterern nichts, kirchlicher Prunk ist ihnen ein Dorn im Auge. Ihre Lebensgrundlage ist einzig und allein die Heilige Schrift. Die nehmen sie beim Wort. Während des ersten Liedes blicke ich vorsichtig um mich, nehme die strengen, ernsten Mienen der Erwachsenen wahr, die neugierigen Blicke der Kinder und mein störendes hellblaues Hemd inmitten der schwarzen Janker.

Das Lied ist zu Ende. Die »Lehr« beginnt. Ich höre dem monotonen Tonfall des Predigers zu: vom Teufel, der überall lauert, von der Sünde, die allgegenwärtig ist. Ich schiele zur Seite, um mich zu vergewissern, ob jemand diesen so unpersönlich und mechanisch vorgetragenen Ausführungen folgt. Doch mit Ausnahme der kleineren Kinder scheinen alle zuzuhören.

Allmählich beginne ich meine Knie zu spüren, während Peter Tschetter seine Gmah noch immer auf den »graden und lauterer Lebensweg« einschwört: »Die Teifl wiss'n, doß o Gott is, ober sie zittern vor ihn. Der Mensch is dümma, er zitt'rt nit amol vor Gott. Ober dr Mensch is ka wilder Bam, der noch seine Gelüsta wochs'n kann. Der Mensch muuß Geistesfrücht trog'n!«

Schweigend und in gewohnter Ordnung verläßt die Gemeinde die Kirche. Zuerst die Männer, dann die »Weibslait«.





Hutterer-Frauen beim Gebet

## Statt »Dallas« religiöse Lieder

Wenig später läutet die Glocke zum Abendessen, die Glaubensbrüder füllen den Speisesaal. Buben und Mädchen essen getrennt in einem Raum, die Erwachsenen in einem anderen, rechts die Männer, links die Frauen mit Ausnahme derer, die »Kuchlorbet« haben. Die Mahlzeit geht schnell und ohne überflüssige Worte vor sich. »Koffee!« wird befohlen und schon eilt eines der weißgepunkteten Kopftücher herbei und gießt den dampfenden Kaffee ins bereitgehaltene »Tassele«.

Ich genieße die heiße Suppe, das schmackhafte Essen: Fleisch, Salat, Eier, Gemüse, Melonen, eine Süßspeise. Doch bevor ich fertig bin, werden schon wieder die Hände gefaltet: »Herr, wir danken Dir für Speis und Trank. Gottes Segen hat uns gespeiset leiblich, doch speise uns vielmehr geistlich durch Jesum Christum. Amen.« In wenigen Minuten leert sich der Speisesaal. Die Frauen bleiben zurück, räumen das Geschirr weg und spülen ab. Auch hier ist die Einhaltung der »gottgewollten« Ordnung selbstverständlich. Die Weibslait haben in der Gemeinde kein Mitbestimmungsrecht. »Dr Monn is des Oberhaupt«, bestätigt Rahel, die 40-jährige Frau des Predigers. »Die Muatt'r mant nix«, sagt sie entschieden, »die Zucht muaß vun Vot'r kemmen.«

Am Abend wird im Haus des Predigers gesungen: »Ich geh den schmalen Lebensweg« und »Wann wird doch mein Jesus kommen, in das Tränenland«. Kaffee, Tee und Kuchen werden aufgetischt, die Atmosphäre ist gelöst und heiter. Jedes Gemeindemitglied geht im Haus nach Belieben ein und aus, private Lebensbereiche existieren nicht. Die Kinder drücken sich am Boden in die Ecken und verfolgen neugierig die Gespräche, schubsen sich lachend.

Eine Insel der Glücklichen? Hier, nur wenige Meilen von den leuchtenden Mc Donalds-Reklamen und den Versuchungen des städtischen Lebens? Die spontane Freundlichkeit und Zuneigung wirkt entwaffnend, der Lebensablauf nicht so streng wie erwartet. Oder tritt die Strenge nur in den Hintergrund vor all dieser Herzlichkeit und selbstverständlichen Gastfreundschaft?

Film und Fernsehen, Radio und Zeitungen, Musik und Freizeitindustrie, Rauchen und Trinken, all das ist den Hutterischen fremd und »vun dr Höll«. »Mir miaß'n ins so viel wia meglich vun d'r Welt entäußern, damit ins Gott konn onnehme. So viel wia meglich ins hiat'n, mit d'r Welt mitzumochn und a demiatige Trocht trog'n. Weil Hochmuat kummt vorn Foll!«

## »Mir fihl'n ins ols Tiroler«

Abends sitzen die Jugendlichen um den Tisch und singen: »Bin a Tiroler Bua, hab frohen Mut«. Sie, die Tirol kaum vom Hörensagen kennen, die sich gar nichts Konkretes vorstellen können unter diesem Begriff und die manchmal fragen »Gibts viel Sünd in Tirol?« oder »Is in Tirol der Kommunist?«. Sie, die ungläubig lachen, wenn ich ihnen erzähle, daß bei uns ein Bauer mit 10 Hektar Nutzfläche als Großbauer gilt und die überwiegend der Ansicht sind, Tirol gehöre »zu Germany«. Daß die Heimat Jakob Hutters heute ein Teil Italiens ist, will zunächst nicht so ohne weiteres in ihren Kopf, erschüttert sie aber nicht weiter. Österreich ist ihnen ohnedies kaum bekannt.

»Zag mir an italienisch'n Toler«, bittet Eduard und erkundigt sich gleich nach dem Wert desselben. Als er erfährt, »doß an amerikanischer Toler soviel kost' wia zwatausend italienische«, scheint ihm das »unverdenklich« und er schließt: »Muaßt olla Tasch'n voll Geld hob'n, sunst reichs nit«. Dann will er wissen, was Baum auf italienisch heißt. Als ich »albero« sage, lacht er sich schief. »Dos ist jo ka Wort!«, schüttelt er den Kopf. Ob nicht der Papst in Italien lebe, erkundigt er sich weiter. Wie weit der von Tirol entfernt sei. Und ob es stimme, daß der in einem prunkvollen Palast wohne. Dann aber macht er kurzen Prozeß und verleiht seiner tiefen Abneigung gegen die kirchliche Hierarchie deutlich Ausdruck: »Der Popst, dos is a Fock!«, stellt er mit dem Brustton der Überzeugung klar.

Daß wir tirolerisch sprechen, hat uns den Zugang zu den Hutterern entscheidend erleichtert. Mit gemischten Gefühlen und erheblicher Spannung hatten wir unseren Camping-Bus draußen zwischen den Feldern abgestellt und den Weg zur Kolonie zu Fuß zurückgelegt. Doch bereits der erste Kontakt zerstreute alle Bedenken. Zunächst können sie's kaum fassen: »Jo gibt's des, es red's jo wia mir«, begeistern sie sich.

Sie wissen über Tirol kaum mehr, als daß es die Heimat ihrer Vorväter ist. Aber der Begriff löst Emotionen aus.

Nur Peter Tschetter, einer der wenigen Hutterer Nordamerikas, die Europa von einer Reise her kennen, hat klare Vorstellungen darüber. Zusammen mit dem Prediger der kanadischen Iberville-Kolonie hielt er vor allem in Deutschland und Österreich Vorträge über die Hutterer und besuchte auch Hutters Geburtshaus in Sankt Lorenzen und die Reste der Bruderhöfe in Mähren.

»Die Leit dort sein in monniga Hinsicht bess'r wia die Amerikaner«, urteilt er. »Aber Europa is geistlich verkältet, die Kriagsnot hot's Herz nit geändert vun die Leit, s'is zu wianig geistliche Nochfrog.« Was ihn am meisten beeindruckt hat, war der hektische Verkehr auf den Autobahnen, vor allem die fehlende Geschwindigkeitsbegrenzung. »De Amerikaner, de driven so tappisch, doß se glei außerkennst in Europa«, lacht er.



Peter Tschetter, Prediger der Kolonie Pleasant Valley. Die Brudergemeinde liegt in Süd-Dakota an der Grenze zu Minnesota

## Chris, der Besenbinder

Nach dem ausgiebigen Frühstück beginnt am Morgen für Frauen und Kinder die Arbeit im Gemüsegarten, einem Herzstück jeder Gemeinde. Mit seiner ausgedehnten Fläche liefert der Garten alles, was die Kolonie an Obst und Gemüse benötigt: Gurken, Gelberüben, Bohnen, Melonen, Tomaten, Kirschen, Kartoffeln, Trauben. Was nicht frisch verzehrt wird, »pickeln« die Weibslait für den langen und kalten Winter ein. Mehrere Tausend Einweckgläser mit Gurken und Bohnen stehen fein säuberlich aufgereiht in den Regalen neben dem »Eishaisl«, wie die Kühlzelle genannt wird.

Besonders in Haushalt und Garten verwenden die Hutterer zahlreiche Lehnwörter aus Siebenbürgen, der Walachei und Rußland. So heißen die Gurken »Kratzavitz« (vom rumänischen »castravete«) und die Tomaten »Vaglischan« (rumänisch »baclesane«), die Melonen »Blitzer« und die Zwetschgen »Kriechela«. Die Bohnen bezeichnen die Hutterer als »Stranggl« und die Erbsen als »Zuckerstranggl«. Die Teekanne wird mit einem russischen Lehnwort »Tscheinikl« und die Mütze »Katuss« genannt. Die Suppe schöpfen die Frauen mit dem »Schiffela« aus dem Topf und wer aufs Feld geht, kündigt an, daß er »auf die Stepp fohrt«.



Hutterer-Frauen bei der Gartenarbeit



Neben diesen alten Resten setzen sich vor allem bei den Jüngeren immer mehr amerikanische Ausdrücke durch. »I muaß obicallen« sagen sie, wenn sie in eine südliche Nachbarkolonie telefonieren. Wenn sie die Truthahn-Gehege verlegen, gehen sie »Flughenne mouven« und wenn die Glocke zum Mittagessen läutet, heißt es »kumm, geh'n mr lunschen«. »Insér Vokabular is nur a Bibeldeutsch«, rechtfertigt der Prediger die wachsenden amerikanischen Einflüsse auf die althergebrachte Sprache.

Chris Tschetter, Vater des Predigers und früher selbst Gemeindevorsteher, ist mit 73 Jahren das älteste Mitglied der Gemeinschaft. Er gehört zu jenen, die »no mit die Pferd g'schofft hob'n«. Sieben Mal hat er bisher Kolonie gewechselt, ein Vorgang, der fällig wird, sobald in einer Gemeinde die Zahl der Mitglieder auf ungefähr 150 anwächst. Nachdem für die neue »Gmah« ein geeigneter Grund angekauft und die notwendigen Gebäude errichtet wurden, entscheidet das Los darüber, welche Familien in die neue Niederlassung ziehen. Für Chris Tschetter, der von Süddakota zunächst nach Kanada, dann wieder zurück in die USA zog, gab es auch andere Gründe zum Verlassen der Kolonien: anschaulich schildert er die Trockenheit der Dreißiger Jahre, die Heuschreckenplage, die Lebensmittelknappheit und die Folgen der Kriegshysterie des ersten Weltkriegs in den USA.

Chris ist Besenbinder. »Well«, sagt er und deutet im »Besenhaisl« auf eine vorsintflutliche Maschine, mit der er das »selbstgezigelte Besnkrut« zu Bündeln bindet, »de Maschin is so olt, daß i kane Parts mehr kriag«. Seine Sprache ist mit amerikanischen Ausdrücken durchsetzt. »Mir kenne vun dir lerne, mir brauche se zu wianig, inser Red«, gesteht er. Aber Abends, als die Mädchen zwischendurch einige amerikanische Lieder singen, empört er sich. »De sein kaputt«, schimpft er, »de singe nur mehr englisch!«



Chris Tschetters Besenbinder-Maschine

## Eine Melkmaschine für drei Kühe

Pleasant Valley ist die kleinste Hutterer-Gemeinde in ganz Dakota, 250 Hektar groß, ein Winzling unter den bis zu 15.000 Hektar umfassenden Kolonien. 80 Einwohner leben in schmucklosen, langgezogenen Zweckbauten. Wie alle Hutterer-Höfe ist die Farm mit modernster Technik ausgestattet. Automatische Fütterungsanlagen versorgen die 6000 Schweine und 45.000 Truthähne. Für die drei Milchkühe der Gemeinde gibt es selbstverständlich eine eigene Melkmaschine. Eine selbstgebaute Futtermischanlage ragt 50 Meter in den Himmel.

»Es is in Mensch auflegt, s'Brot im Schweiß seines Ongesichts zu ess'n, ober wenn ma dos kenna erleichtern, tat mer's«, lautet die Devise. Entsprechend umfangreich ist der Maschinenpark. Außerdem verfügt die Gemeinde über gut eingerichtete Werkstätten, eine Buchbinderei, eine Tischlerei und eine Schuhmacherwerkstatt. Jeder Hutterer beherrscht nicht nur einen, sondern mehrere handwerkliche Berufe.

Hutterer-Kolonie  
Pleasant Valley





Maisernte in Pleasant Valley



45.000 Truthähne werden in der Kolonie aufgezogen

Obwohl die Gemeinde in vielen Bereichen autark ist, werden die Beziehungen zur verpönten »Auswelt« immer intensiver. Jede Woche müssen mehrere Lastwagen voll Schweine in die Stadt gebracht werden, Futtermittel, Dünger und Maschinen werden eingekauft, der hutterische Gemüseüberschuß kann von den Nachbarn oder Städtern kostenlos geerntet werden. »Der weltliche Einfluß kann nit g'stoppt werd'n. Die Gfohr werd größer und der Einfluß verschwächt ins«, gesteht der Prediger. »Die Gmahschoft war nit schwer, wenn der Eigennutz nit wär«, heißt ein hutterischer Spruch. Zunehmender Wohlstand ist tatsächlich der erste Feind hutterischen Lebens. Doch Peter Tschetter ist zuversichtlich: »Mir hob'n ins geändert, ober hoffentlich nit im Notwendigen, in der Liab und im Dienen. Es Notwendige hob'mr nit verlorn: die Gmah. Der echte Christ muaß a Gmah hob'n. Des is schriftlich, doß de ersten Christ'n hob'n Gmahschoft g'holten«.

## Ein Dollar im Monat

Privatbesitz gibt es bei den Hutterern nicht. Die Gemeinde gibt jedem »geflissentlich, was ihm not is«: Kleidung, Essen und ein Dach über dem Kopf. Eine jährlich neu überarbeitete Liste legt genau fest, was jedes Mitglied an Kleidung bekommt:

*Wos in 1985 zum Schneiden ist erlaubt worden*

*Männer und Knaben*

*1 Sonntagsanzug*

*1 Paar Hosen*

*2 Hemder*

*Sommer Untergewand*

*Weiber und Mädchen*

*1 Kleid*

*1 Schurz*

*2 Hemder*

*Winter Untergewand*

Außerdem erhält jeder von der Geburt bis zum Tod vom »Säckelmann« einen Dollar, »an Toler« pro Monat als Taschengeld, in einigen Gemeinden auch etwas mehr. Auch für die ärztliche Versorgung, den Hausrat und die Einrichtung kommt die Gemeinde auf. Der Privatbesitz beschränkt sich auf persönliche Kleinigkeiten und auch die »könnten ruhig unterwegs bleiben«, meint der Prediger.

Dennoch findet sich im meist abgesperrten Privatschrank vieler Brüder so manches, was mit den Grundprinzipien der Glaubensgemeinschaft nicht ganz vereinbar ist: vom »Geigele«, wie die Mundharmonika heißt, bis zum Taschenrechner, vom Fotoapparat bis zum Transistorradio, der vor allem bei den Jugendlichen als begehrtes Schmuggelgut aus »der Welt« gefragt ist. Auch der bisher strikt verbotene Alkohol hält auf den Bruderhöfen Einzug. Das Trinken von ein, zwei Dosen Bier ist in Pleasant Valley gestattet. Die »Sünder« bedienen sich darüberhinaus aus dem eigenen Schrank, in dem zuweilen auch eine Whiskyflasche zu finden ist.



Rahel, die Frau des Predigers mit ihrer Strickmaschine

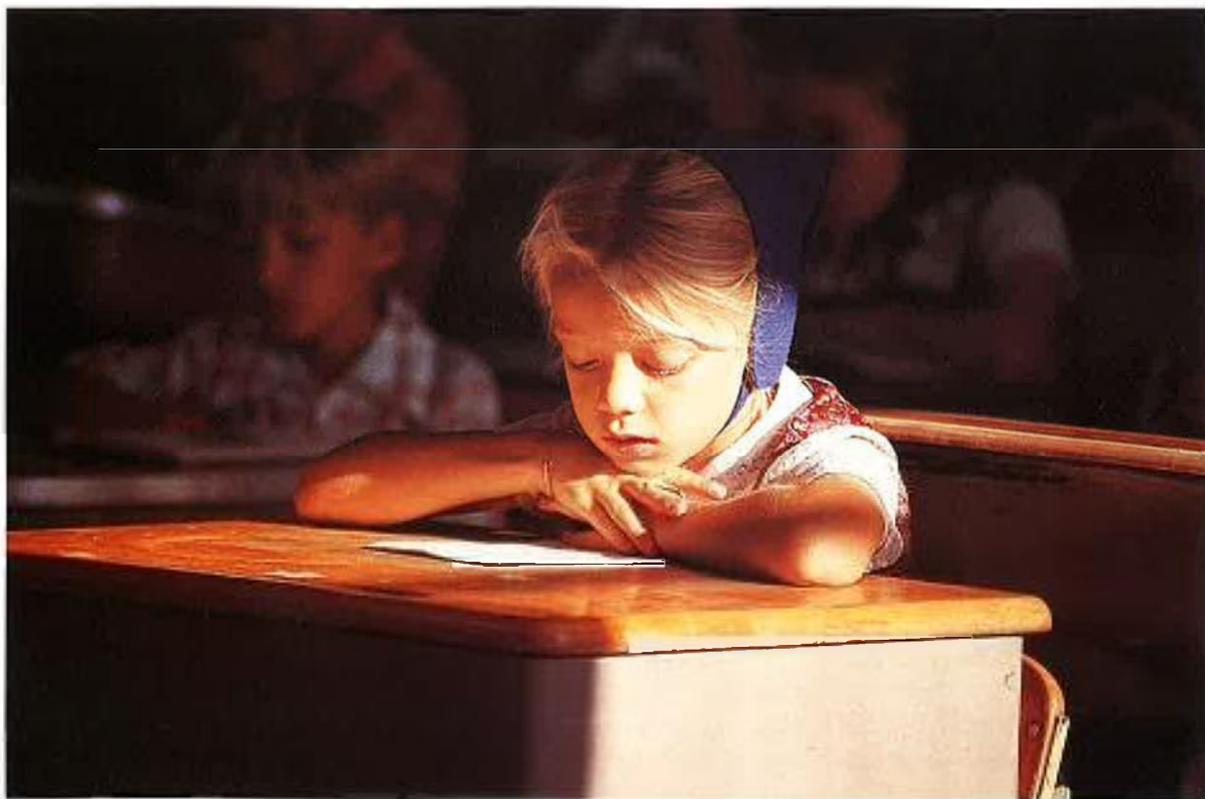
## »Zuviel Gelehrsamkeit is schädlich«

Die einklassige Schule der Brudergemeinde ist privat. Man sucht sich den Lehrer selbst und sorgt auch für seine Bezahlung, um zu verhindern, daß unerwünschte, weltliche Lerninhalte einfließen. Probleme gibt es in dieser Hinsicht nur in Kanada, wo zum Englisch-Unterricht staatliche Lehrer in die Kolonie kommen.

Neben dem normalen Schulbetrieb, der auf englisch abgewickelt wird, scharf der Prediger an mehreren Nachmittagen die Kinder zur »deutschen Schual« um sich.

Nach Alter und Geschlecht geordnet sitzen alle in den Bänken und hören zu. Peter Tschetter hat ein Bibelzitat an die Tafel geschrieben, das er anschließend deutet. Wieder einmal geht es um die Versuchung, die Demut und den rechten Lebensweg. Abwechselnd müssen die Schüler das Gesagte in einigen Sätzen zusammenfassen. Zu zweit treten sie ans Pult vor, um dem Prediger ihre in gotischer Schrift gefertigten Aufgaben vorzulegen. Seit der »Schul-Ordnung des Tuchscherers Peter Walpot« aus dem Jahre 1568 hat sich nichts Grundlegendes geändert:

*»... Auch sollen Schulmeister und Schulmutter, weil an ihnen die Ordnung der Schul guthes Theils steht, friedsam und vertraulich miteinander sein und ein steife und beständige Ordnung in allerlei Pfleg der Jugend führen, denn fleißig und auch friedsam sein macht gute Ordnung — Unfried und Unfleiß macht Unordnung. Mit einen friedlichen, züchtigen Leben und stillen Wandel soll man die Jugend zur Stille und Zucht reitzen und fleizig zum Gebet halten und treiben ...«*

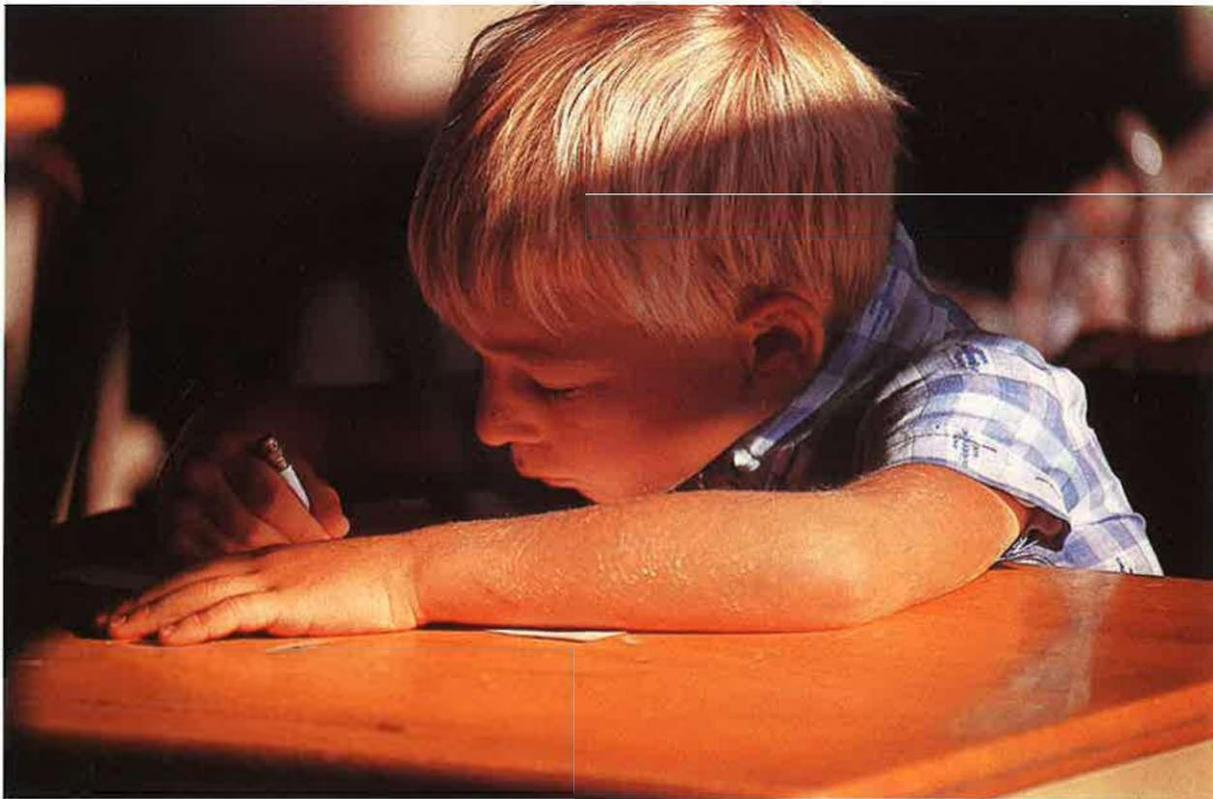


Die religiöse Erziehung überwiegt, Allgemeinbildung ist für die Hutterischen nicht allzu wichtig. Die von Eduard gestellte Frage, ob »Italy gleim bei Japan« sei, unterstreicht sehr anschaulich, daß ausschließlich praxisbezogene Bildung gefragt ist. Nach achtjährigem Schulbesuch bekommt jeder seine Arbeit zugeteilt. Ein Studium ist nicht gestattet, denn »die Buchgelehrsamkeit is nit oll's in Leben. Zuviel Gelehrsamkeit is schädlich für'n Glaub'n«, begründet der Prediger das Verbot, »weil es ziacht vun Göttlich'n weg. Zum Leb'n brauchst ka Studium. Des lehrt nix Göttlichs, man tuat sich lei einiwurzl'n ins Weltliche«.

Kinder zwischen 2 und 5 Jahren besuchen die »Klana Schual«, den gemeindeeigenen Kindergarten, in dem sie fast den ganzen Tag verbringen.

Vollwertiges Gemeindemitglied wird man erst durch die Taufe. Sie markiert den Schritt »vun die Jungen zu die Leit«. Wann er getauft werden will, kann jeder selbst entscheiden. Meistens findet dieses wichtigste Ereignis im Leben eines Hutterers zwischen 17 und 20 statt. Anschließend wird in vielen Fällen bald geheiratet.

Eduard ist so alt wie ich und hat sieben Kinder. Als er erfährt, daß ich keine Familie habe, schüttelt er fassungslos den Kopf. »Wia olt bist'n?« erkundigt er sich. »Achtunddreißig«, gestehe ich betreten. Für Eduard ein hoffnungsloser Fall. Er fährt sich mit der Hand durch den Bart und winkt kopfschüttelnd ab. »Konnt's lossen«, meint er resigniert.



*Skiff*

skiff

*Gate*

gate

*Ivy*

ivy

*Xavier*

Xavier

*Lemon*

lemon

*Tassel*

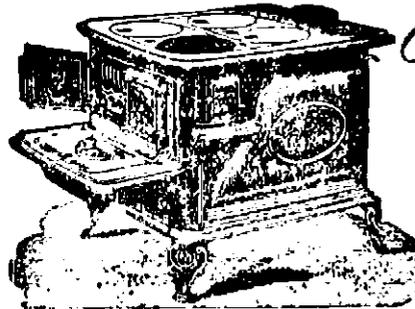
tassel

*Hyssop*

hyssop.



# Erster Teil.



*O o Ofen*

**O o Ofen.**  
stove.

**O o**

**Da ist der Ofen. Der Ofen ist**

There is the stove. The stove is

**warm. Dieser Ofen ist kalt.**

warm. This stove is cold.

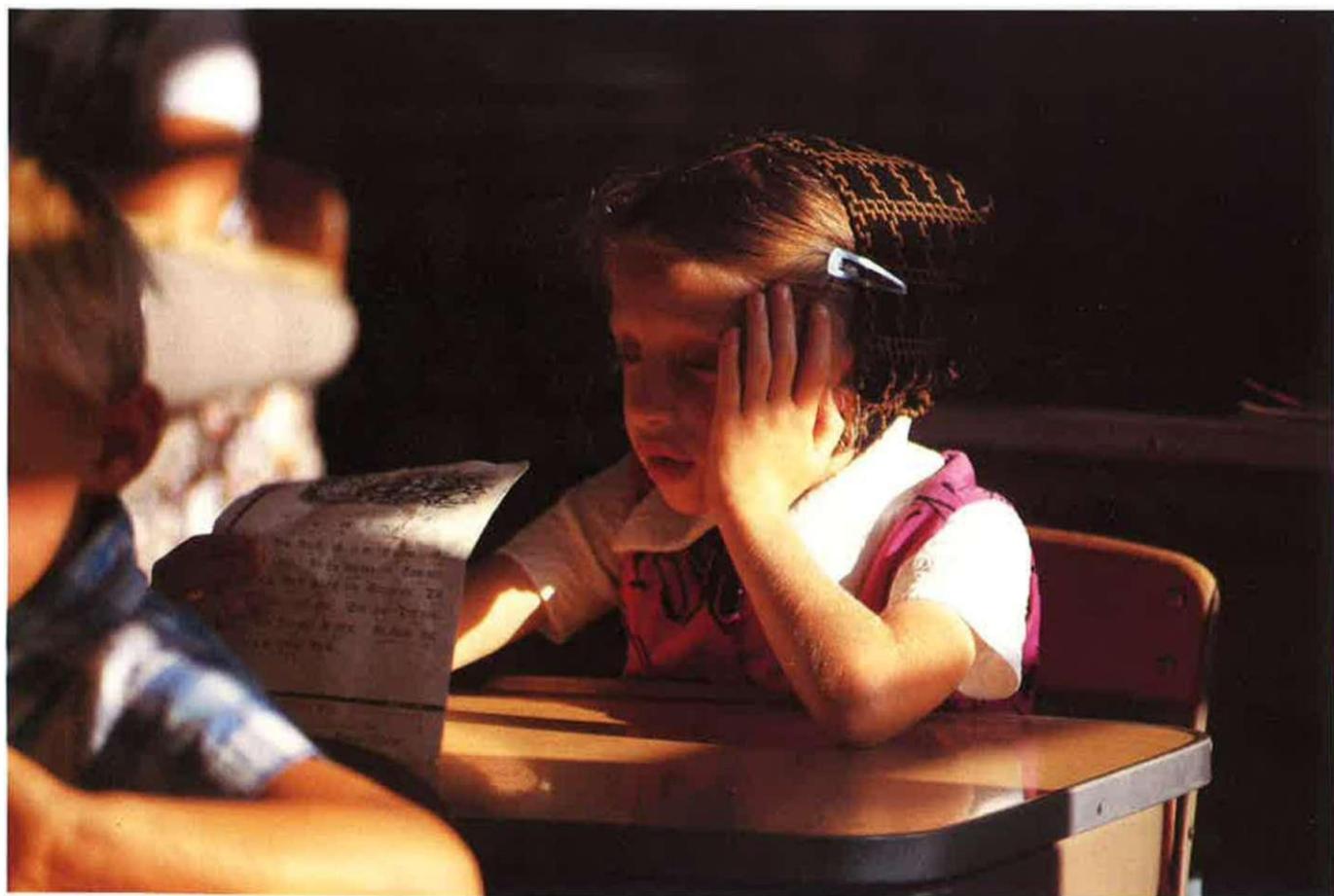
**Otto hat Obst. Otto, wo ist der**

Otto has fruit. Otto, where is (the)

**Oncel? Der Oncel ist hier.**

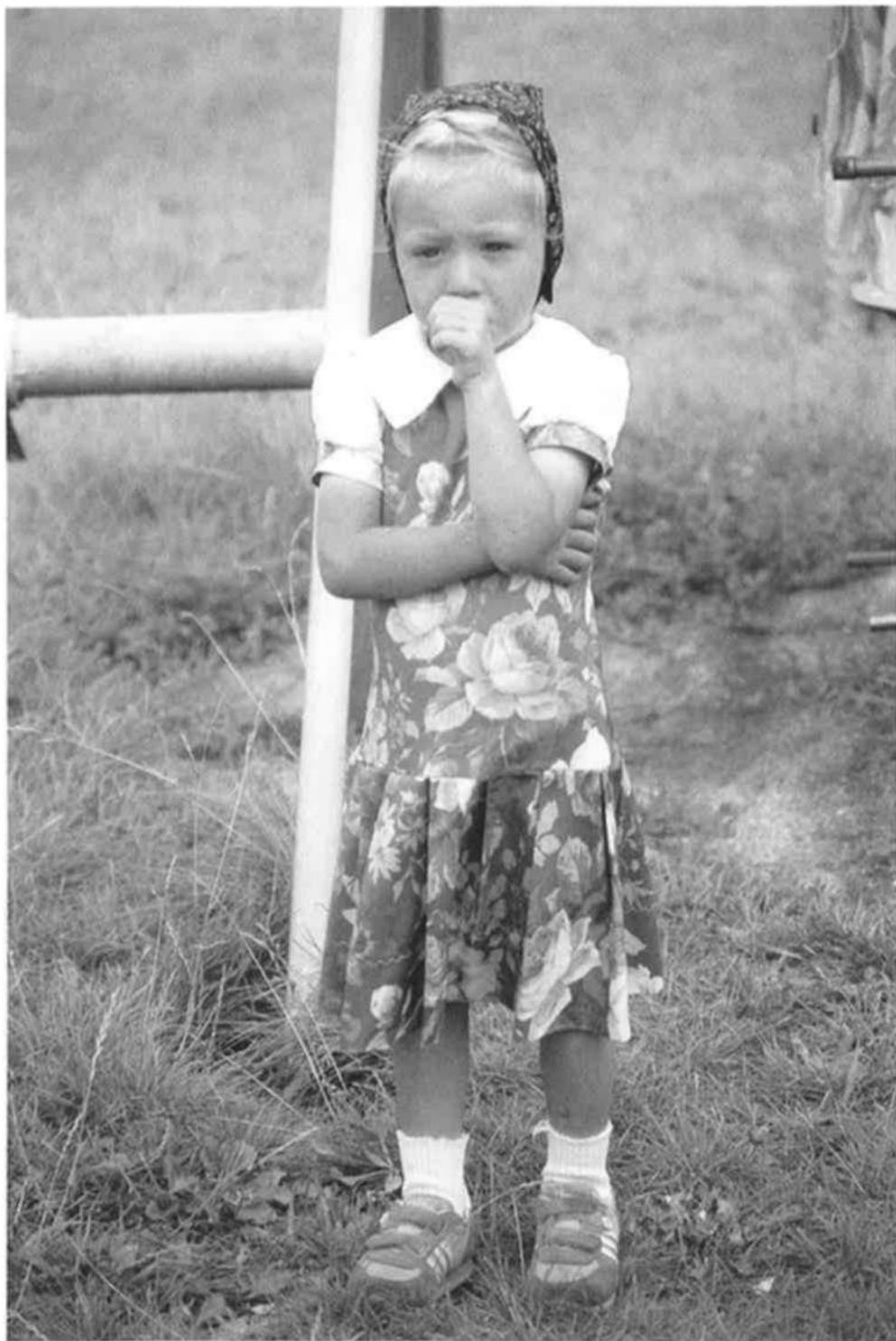
uncle? (The) uncle is here.

*Wo ist das Ofen. Otto hat  
Obst. Der Oncel ist hier.*





In der »klana Schual«, dem hutterischen Kindergarten





In der »deitschn  
Schual«



Hutterer-Kinder sind  
trotz der frommen Er-  
ziehung immer zu Spä-  
ßen aufgelegt

## Der neue Kontinent

Josef Wipf, Prediger der 1896 gegründeten Brudergemeinde Rockport am James River führt uns hinaus zum »Totengartn«. Der Friedhof, auf dem »viel Kinder eingescharrt sein« liegt am Rande der 2.800 Hektar-Gemeinde. Wo unser »Luftschiff niedrgongen« sei, will er wissen. »In Minneapolis«, sage ich. Doch für Josef Wipf ist eine Großstadt wie die andere. »Die Towns sein gleim bei der Höll«, versichert er glaubhaft.

Wir betreten den Friedhof.

Auf einem einfachen Stein läßt sich der Name »Michael Hofer« entziffern, daneben liegt sein Bruder Josef begraben. Beide wurden 1917 bei Ausbruch der Kriegshysterie wie viele andere Hutterer verhaftet. Sie starben im Gefängnis an den Folgen schwerer Mißhandlungen, weil sie den Kriegsdienst verweigerten. Man verunglimpfte die Hutterer als »Deutsche Hunnen«, sperrte sie ein, schnitt ihnen die Köpfe kahl und trieb ihnen das Vieh von den Weiden. Das »ausgewählte Volk« war einer neuerlichen Verfolgung ausgesetzt, so daß ein Großteil der Hutterischen nach Kriegsende nach Kanada auswanderte. Zur Zeit der schlimmsten Ausschreitungen wandten sie sich in einer Petition an den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson:

*»Sehr geehrter Präsident, wir bitten demütiglich, daß es uns gestattet werden möchte, auch fernhin wie bisher nach unseren Gewissensgrundsätzen zu leben. Bei unserem Taufgelübde haben wir Gott und der Gemeinde auf Knien versprochen, Seele und Leib und alles dem Herrn im Himmel zu weihen, hinzugeben und zu widmen, ihm zu dienen auf die Weise, die wir nach seinem Wort als wohlgefällig annehmen können. Wir bitten unser geehrtes Landes-Oberhaupt demütiglich, daß man es nicht verlange, Christo und der Gemeinde ungehorsam zu werden ...«*



Das Grab von Michael und Josef Hofer in der Kolonie Rockport

Hutterer-Bibel aus dem Jahre 1884



Die Antwort ließ zwar lange auf sich warten, doch hatte die Bittschrift wenigsten teilweise Erfolg. Man entließ die gefangenen Hutterer zum Zivildienst. Viele der nach Kanada ausgewanderten Familien kehrten jedoch erst nach Jahren zurück.

In der Hutterer-Kolonie Bonne Homme am Missouri betrete ich historischen Boden. Hier ließen sich 1874 die ersten aus Rußland eingewanderten Glaubensbrüder unter der Führung von Michael Waldner nieder. Hier steht das älteste Hutterer-Gebäude auf amerikanischem Boden. Von hier breiteten sich die Gemeinden nach Norden aus.

Es war die Zeit der Massenvernichtung der Indianer, das Jahr der Schlacht von Little Big Horn, als die Hutterischen am Missouri flußaufwärts zogen. Sie nahmen kein Regierungsland an, das jedem Siedler aufgrund des »Homestead act« zustand, um nicht den damit verbundenen Bedingungen unterworfen zu sein. Der »Dakota Herald« berichtet am 25. August 1874:

*»Hon. W. A., Burleigh verkaufte gestern 2500 Acres seiner großen Farm in der Nähe von Bonne Homme. Der Käufer ist eine Gesellschaft von Rußland-Deutschen, die sich nach Art der Kommunisten zusammengeschlossen haben. Vom Kaufpreis von 25.000 Dollar bezahlten sie 17.000 bar. Den Rest bezahlen sie auf Abschlag.«*



Bonne Homme am Missouri, die älteste Brudergemeinde auf amerikanischem Boden

Kurz vor der Auswanderung aus Rußland hatten sich die Hutterer in drei Gruppen gespalten. Michael Waldner, genannt »Schmiede-Michl« war der erste, der auf die Wiederherstellung der in Auflösung begriffenen Glaubensgrundsätze pochte. Seine Anhänger nannten sich von diesem Zeitpunkt an »Schmiedeleut«. Die »Dariusleut« unter ihrem Prediger Darius Walter folgten ihnen und als letzte Gruppe wanderten die »Lehrerleut« unter ihrem Prediger, dem Lehrer Jakob Wipf nach Amerika aus, wo sie die Kolonie Old Elmspring gründeten.

Die drei hutterischen Teilgruppen unterschieden sich vor allem in der Strenge der Glaubensauffassung. Die äußerlichen Unterschiede in der Kleidung sind für Außenstehende kaum auszumachen. Die Lehrerleut gelten als strengste Gruppe, die Schmiedeleut als »lockerste«. Eheschließungen zwischen den drei Gruppen sind eher selten, doch das Einvernehmen ist durchwegs gut. Auch ihre Namen decken sich weitgehend: Wipf, Waldner, Hofer, Wurz, Tschetter, Groß, Mändel und Kleinsasser.

Zu den Schmiedeleuten gehört der 76-jährige Prediger Jakob Waldner aus Bonne Homme, dessen Großvater mit 19 Jahren aus Rußland in die USA kam. »Jack-Vetter« ist eine fast mythische Figur, der die Glaubensbrüder mit Respekt begegnen. Sein wacher Blick hinter der runden Nickelbrille verleiht ihm etwas Spitzbübisches und läßt ihn wesentlich jünger erscheinen. »What's a home without a mother!« lese ich auf einem großen, gestickten Tuch, das mit Nägelchen an seine Zimmerwand geheftet ist.

Jack-Vetter verwahrt in einer Holzkiste das wertvollste Stück der Hutterer: das um 1530 begonnene »Große Geschichtsbuch der Hutterischen Brüder«, eine ausführliche Chronik des Leidensweges, den das »auserwählte Volk« seit der Gründung des ersten Bruderhofs in Mähren mitmachte.



Michael Waldner war der erste Hutterer-Prediger in Amerika



Ältestes Hutterer-Haus in Nordamerika



Jakob Waldner, Prediger der Brudergemeinde Bonne Homme. Sein Großvater wanderte 1874 aus Rußland ein



Das um 1530 begonnene »Hutterische Geschichtsbuch« wird in Bonne Homme aufbewahrt



Der aus Platzmangel aufgejassene Bruderhof »Old Elmspring« am James River

Der weißhaarige Prediger stellt einige Bierdosen auf den Tisch, läßt Sandwiches bringen und holt aus einem Schrank ein Buch mit einer Abbildung des Kölner Doms. Er habe gelesen, daß darin die heiligen drei Könige bestattet seien. Ob das stimme, will der Alte von mir wissen. Auch auf meine verneinende Antwort hin läßt er nicht locker. Ob ich das Grab nicht gesehen hätte? Ob es nicht doch so sein könnte? Auf die Frage, die ihn offensichtlich stark beschäftigt, kommt er im Laufe des Tages noch mehrmals zurück.

Unterdessen ist zwischen einigen Glaubensbrüdern eine lebhafte Diskussion über den 13. Korintherbrief ausgebrochen. Es geht ums irdische und ums jenseitige Glück und schließlich endet die Auseinandersetzung bei der Frage, ob Judas dieselben Gaben hatte wie die übrigen Jünger. Die rund einstündige Diskussion verläuft beinahe spannend und wird mit derselben Anteilnahme ausgetragen, mit der man in unseren Breiten über Fußball oder Politik diskutiert.

## Die Aussteiger

Immer mehr hutterische Jugendliche erliegen den Versuchungen der Zivilisation und kehren ihren Gemeinden den Rücken, eine Entscheidung, die in vielen Fällen große Probleme nach sich zieht. Ohne Geld und höhere Schulbildung sehen sich die Abtrünnigen, denen bisher die Gmah alles Lebensnotwendige zur Verfügung stellte, plötzlich in ein Konkurrenzsystem verpflanzt, in dem Geld und Karriere als Lebensziele angesehen werden. Für die Männer ist der Schritt häufig etwas leichter als für die Frauen, da sie als vielseitig begabte Facharbeiter eher eine Anstellung finden.

Auch Peter Tschetters Töchter Eva und Gloria könnten das Leben in der Abgeschiedenheit der Gemeinde nicht mehr ertragen. In der 30 Meilen entfernten Stadt Sioux Falls haben sie Arbeit gefunden. Die Entscheidung allerdings sei alles andere als einfach gewesen, bekennen sie, die Umstellung schwer zu verkraften.

Besuche Abgesprungener in der Gemeinde werden bei den Schmiedeleuten zwar geduldet, aber nicht allzu gerne gesehen, da sie einen zusätzlichen Kontakt zur unerwünschten Außenwelt darstellen und auf andere Mitglieder anregend wirken könnten.

»Sie sehn, doß in d'r Welt viel Arges is und geh'n trotzdem aus'n«, erregt sich Mutter Rahel. 'Drauß'n hob'n sie a Leb'n wia a Hund«, klagt sie.

Als sie zu einem Kurzbesuch nach Pleasant Valley kommt und dort abends gesungen wird, hat Gloria Tränen in den Augen.

Die Zahl der (vorwiegend jugendlichen) Hutterer, die ihr Glück in der Stadt versuchen, steigt ständig an. Viele allerdings kehren später in die Geborgenheit der Gemeinde zurück, denn »a Hutt'rischer g'hört in die Gmah«.

Alle Heimkehrer werden wieder aufgenommen, allerdings muß jeder »Sträfling« seine »Sünd'n« vor der versammelten Gemeinde eingestehen und versprechen, sich »treulich zu bessern und nimmermehr wider Gott etwas zu tun, eher den Tod zu leiden«.

Trotz des wachsenden Aussteigertums nimmt die Zahl der Hutterer ständig zu und nähert sich der 30.000-Grenze. Ihre Geburtenrate ist um ein Vielfaches höher als die der USA oder Kanadas. Geburtenkontrolle ist für sie ein Fremdwort. »Wia mocht's es dos in Europa, doß so wianig Kind'r hobt's?« erkundigt sich Timm Hofer, der Verwalter der Gemeinde und fügt kopfschüttelnd hinzu »mir wiss'n nit, wia dos goht«. Daß die Frauen in Europa nicht zum absoluten Gehorsam verpflichtet sind, will ihm nicht in den Kopf. »San de verruckt?« fragt er entgeistert. »Die Weibslait muaßt

obituan«, bekräftigt er und dreht dabei seinen breiten Daumen auf dem Tisch, als zerdrücke er eine Ameise, »sunst is es nit christlich!«. Seine junge Frau hat dagegen nichts einzuwenden. Sie tischt Melonen und Kaffee auf und erkundigt sich nach dem Stand von »Womens Lib« im alten Kontinent.

Unser Camping-Bus bleibt in Pleasant Valley weitgehend unbenützt. Die Hutterer bestehen darauf, daß wir bei den einzelnen Familien wohnen. Als Hermann und ich nach einem Liederabend in Eduards Haus heimkommen, findet jeder auf seinem makellos gemachten Bett ein Paar Socken und einige Bleistifte als Geschenk vor: »Dos is a Verdenkung von ins«.

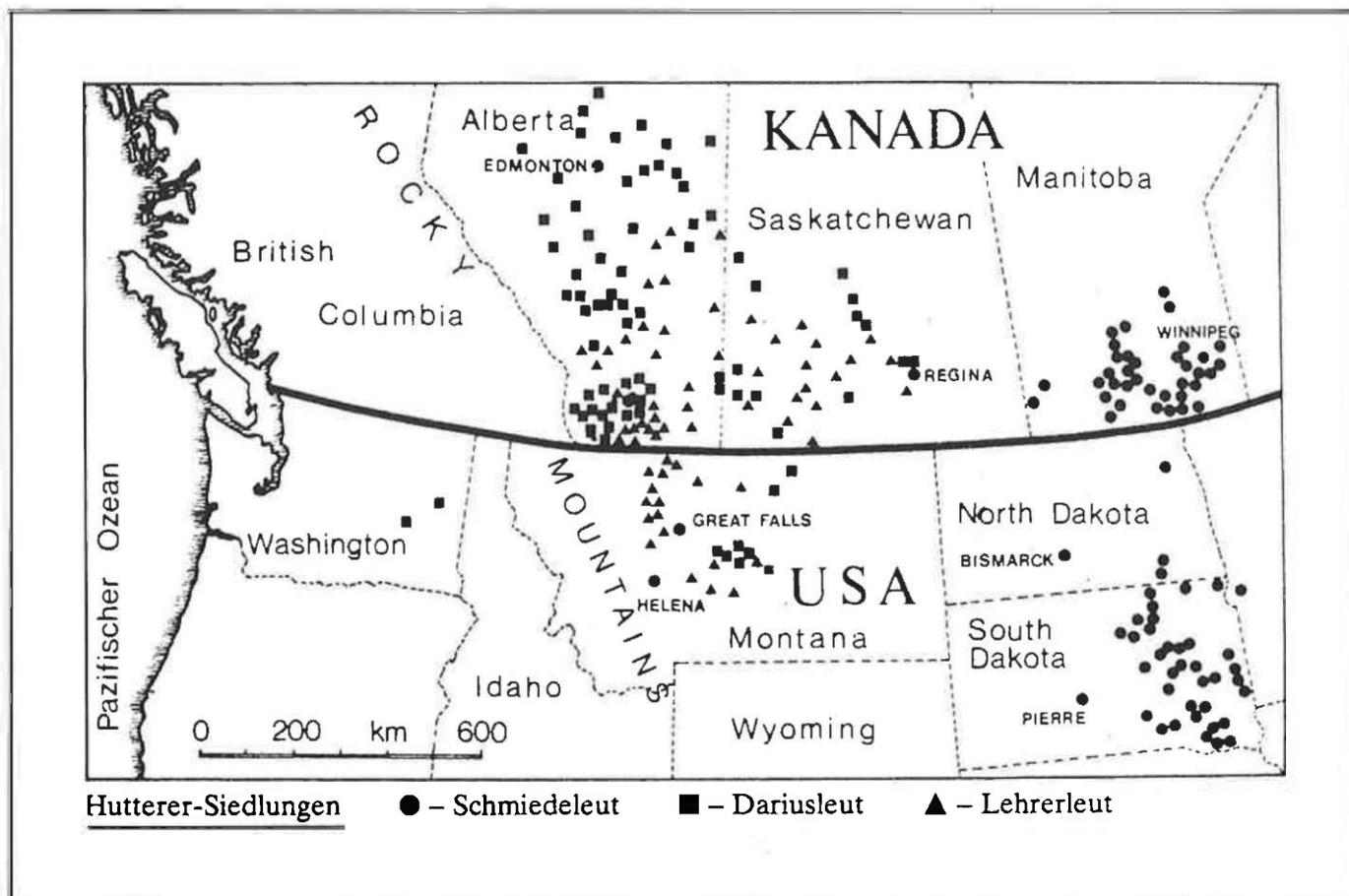
Die Bleistifte besitze ich heute noch. Immer, wenn ich sie benütze, fällt mir der gleichaltrige Eduard mit seinen sieben Kindern ein und Pleasant Valley, das »liebliche Tal«, das gar nicht in den Bergen liegt, sondern mitten in der Ebene.

Der Glaube versetzt eben Berge.





Hutterer-Frauen beim  
Brotbacken



## Anzahl der Hutterer-Gemeinden in Nordamerika

Kanada		USA	
Manitoba	72	South-Dakota	42
Saskatchewan	39	North-Dakota	6
Alberta	107	Montana	35
British Columbia	1	Washington	5
		Minnesota	2

Je eine Hutterer-Kolonie gibt es überdies in Sussex (England), Villingen (BRD) und in Japan.

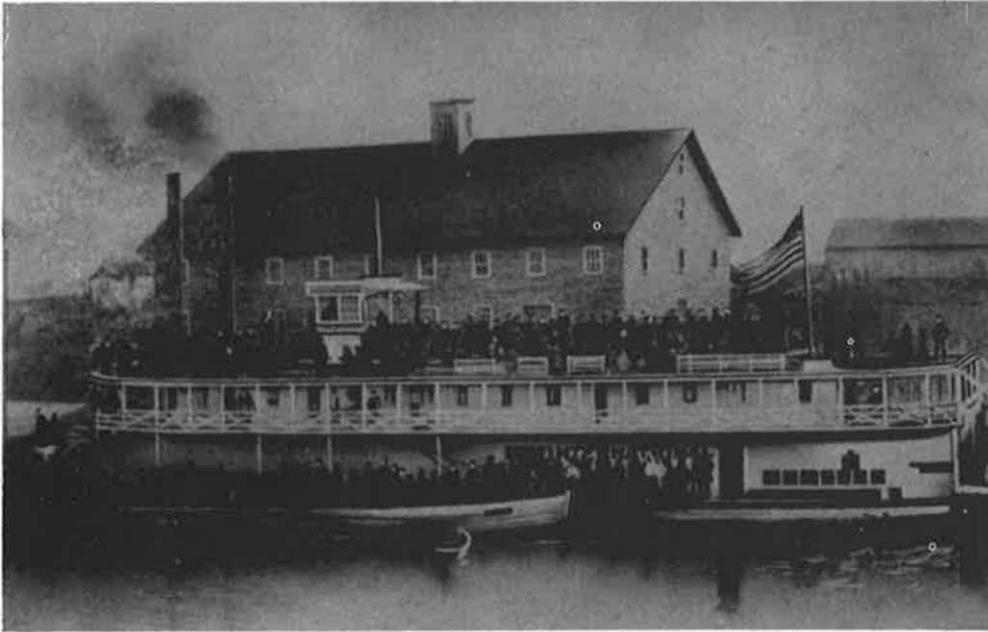




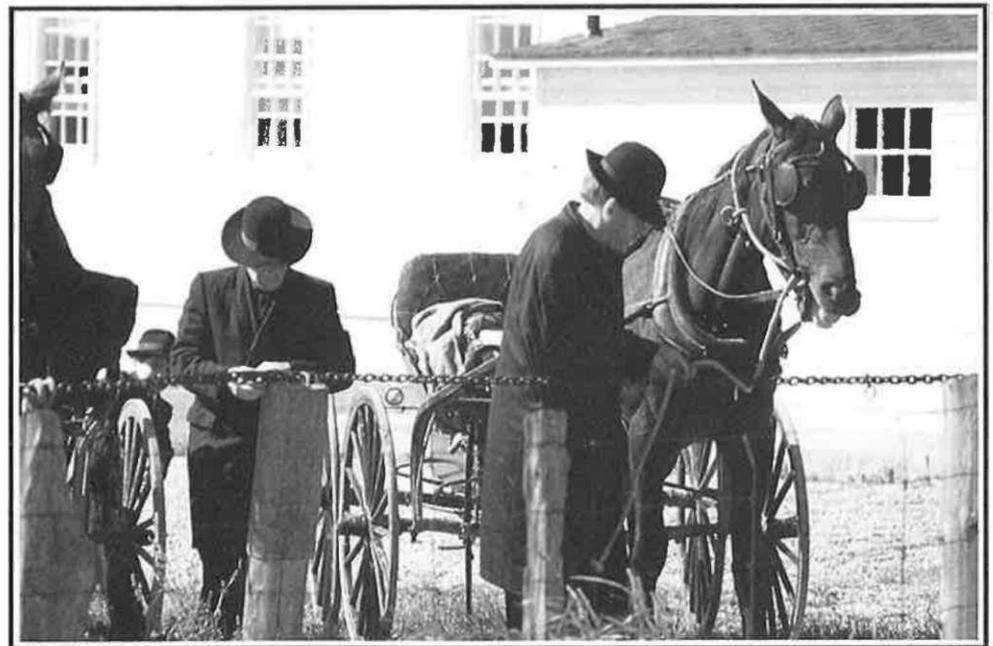
## Die Mennoniten

Die Hutterer gehören zur größeren Glaubensgemeinschaft der Mennoniten, die vor allem im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte in zahlreiche Gruppen zerfallen ist: Die Unterschiede sind auf verschiedene Einwanderungen, auf die Umwelt, auf unterschiedliche Traditionen und auf einige Meinungsverschiedenheiten in Glauben und Lehre zurückzuführen. Ihre Gesamtanzahl beläuft sich auf eine halbe Million, wovon 250.000 in Nordamerika und rund 100.000 in Europa leben. Ausgedehnte Mennoniten-Kolonien gibt es auch in Lateinamerika (besonders in Mexiko) und in verschiedenen asiatischen Ländern. Zu den in der »Mennonite World Conference« zusammengeschlossenen Glaubensgemeinschaften gehören neben den Hutterern und den Amischen die »Mennonitische Kirche«, die aus Rußland emigrierten »Manitoba-Mennoniten«, »The church of God in Christ«, die »Mennonitischen Brüder«, eine russische Emigrantengruppe, die »Krimmer Brüdergemeinde«, die »Kleine Gemeinde«, 1870 aus Rußland nach Manitoba eingewandert und andere Gruppen.

Die Entstehung der Mennoniten geht auf das Jahr 1536 zurück, als der katholische Priester Menno Simmons in Friesland eine Taufergemeinde gründete. Während der ausgedehnten Verfolgungen im



Mit den Hutterern aus  
Rußland ausgewanderte  
Mennoniten 1874 bei ihrer  
Ankunft in Winnipeg



Mennonitische Farmer in der  
kanadischen Provinz Ontario

16. Jahrhundert flüchteten die Mennoniten in die benachbarten deutschen Provinzen sowie nach Danzig, Ostpreußen und Polen, wo sie als Kolonisten willkommen waren. Als dort mit dem aufkommenden Nationalgefühl der Wehrdienst eingeführt wurde und der Druck auf die Gemeinden stärker wurde, folgten die ersten Mennoniten einer Einladung der Zarin Katharina II., die allen Siedlern großzügige Privilegien anbot. 1788 kamen die ersten Glaubensbrüder nach Rußland. Von den zwei »Mutterkolonien« Chortiza und Molotschna in der Ukraine aus verbreiteten sie sich über das europäische und sibirische Rußland. Sie waren als erfolgreiche Pioniere unbewohnter Gebiete bekannt und genossen als fortschrittliche Landwirte einen guten Ruf. Frömmigkeit, Fleiß, Ausdauer und Gemeinschaftssinn führten allmählich zur Blüte der Mennonitenkolonien, die als Mustersiedlungen zu Wohlstand und Ansehen gelangten. Von ihnen übernahmen die Hutterer in der Ukraine nicht nur neue landwirtschaftliche Methoden, sondern vielfach auch die Siedlungsform der Gemeinden. 1873 — 82 kam es gemeinsam mit den Hutterern zur ersten Auswanderung nach Kanada und in die USA, eine zweite und dritte folgte 1923 und während des zweiten Weltkriegs. Die übriggebliebenen Mennoniten wurden von den Sowjets in den Norden und Osten Rußlands verpflanzt. Tausende kamen in den Konzentrationslagern um.

In Nordamerika, wo niederländische Taufgesinnte 1643 die erste Gemeinde gründeten, verfügen die Mennoniten heute über eigene Colleges und High-Schools, Konferenzzentren, Verlage und Zeitschriften. Fast alle nordamerikanischen Publikationen über die Hutterer stammen aus mennonitischen Verlagshäusern.

Nicht zuletzt die Unterschiede zwischen den Gastländern haben dazu geführt, daß die Palette der Mennoniten heute recht bunt ist. Fast alle aber haben sich ihre plattdeutsche Umgangssprache bewahrt und haben nach wie vor viele gemeinsame Grundprinzipien, so die Ablehnung der Gewalt, die Trennung von Kirche und Staat, die Absonderung von der Umwelt, die Einfachheit in der Lebensführung, die Ablehnung der Kindertaufe u. a.



Mennoniten-Familie in Mexico



Mennoniten-Comics





**GOTT LIEBT DICH UND MÖCHTE DIR EWIGEN FRIEDEN IM HIMMEL BEREITEN.**

**WAS DU TUN MUSST:**

- 1. Bekenne deine Schuld (Ich bin ein Sünder !)
- 2. Sei bereit zur Abkehr von der Sünde (Bereue !)
- 3. Glaube an den Opfertod Jesu Christi für deine Erlösung (Der Tod am Kreuz für dich !)
- 4. Bete zu Jesus Christus, daß Er die Herrschaft in deinem Leben übernimmt. (Empfange Ihn als Erlöser und Herrn !)

**WAS ZU BETEN:**

Himmlicher Vater, ich weiß, daß ich ein Sünder bin und Vergebung brauche. Ich glaube, daß Jesus Christus für meine Sünden gestorben ist. Von meinem sündhaften Leben werde ich mich abwenden. Ich wende mich nun an Jesus Christus und bitte Ihn in mein Herz als meinen Erlöser. Ich bin bereit, durch die Gnade Gottes, Christus als meinem Herrn zu folgen und zu gehorchen.

HAST DU JESUS CHRISTUS ALS DEINEN ERLÖSER ANGENOMMEN?  JA  NEIN

Wenn Deine Antwort JA lautet, vermerke das Datum deiner Entscheidung und hebe es auf.

Datum der Entscheidung \_\_\_\_\_

Dies ist der Anfang eines neuen, wunderbaren Lebens mit Christus:

1. Lies die Bibel täglich um Christus besser kennenzulernen.
2. Sprich mit Gott im täglichen Gebet.
3. Erzähle anderen über Christus.
4. Werde getauft und pflege echte Gemeinschaft mit anderen Christen in einer Kirche, wo Christus, der Erlöser, verkündet wird.

# Die Amischen

Der Hollywood-Thriller »Witness — Der Zeuge«, in dem ein Polizeikommissar in einer Amischen-Gemeinde Zuflucht sucht, rückte sie plötzlich in den Mittelpunkt allgemeiner Neugierde. Ganz gegen ihren Willen natürlich, denn kein Amischer würde sich jemals vor eine Kamera stellen, schon gar nicht für einen Film, in dem geschossen wird und in dem sich eine Frau aus der Gemeinde in den Kommissar verliebt. Beides gilt den Amischen als schwerer Frevel: sie lehnen Gewalt ebenso strikt ab wie Beziehungen zu Außenstehenden. Die Banalität von »Witness« bleibt ihnen allerdings erspart, sind doch diejenigen, die dort mit aufgeklebten Bärten die Amischen mimen, für die Strenggläubigen nichts anderes als »Englische« und damit »a anner Satt Leit«, eine andere Sorte Menschen, die ohne Gottesfrucht draußen in der sündigen Welt leben.

Und mit dieser Welt haben die aus der Schweiz und aus Südwestdeutschland stammenden Taufgesinnten so gut wie nichts zu schaffen. Die Technik gilt ihnen als Werk des Teufels: elektrischen Strom lehnen sie ebenso ab wie Autos und Traktor, Telefon oder Eisschrank, Heizung oder Blitzableiter. Lauter unnütze Erfindungen, die den Geist vom Wesentlichen, nämlich vom Glauben und von der Familie ablenken.



Amischer Beer-  
digunz



Amische bei Lancaster in Pennsylvania



Sie leben in Abgeschiedenheit abseits der großen Städte, vorwiegend in Pennsylvania, wo die ersten Amischen um 1720 einwanderten, nachdem der Quäkerführer William Penn dort allen Siedlern Religionsfreiheit zugesichert hatte. Auch in Ohio, Minnesota, Indiana und in einigen kanadischen Provinzen haben sich einige Gemeinden niedergelassen. Ihre Felder bestellen sie wie vor Jahrhunderten mit Pferd und Pflug, ihre selbstgebauten Kutschen fahren ebenso auf eisenbeschlagenen Rädern wie die Wagen, auf denen sie die Ernte einbringen.

Seit den Hollywood-Amischen von »Witness« sind sie auch für die Amerikaner interessant geworden, für die Städter, die am Sonntag McDonald's und Burger King's hinter sich lassen und von Philadelphia hinausfahren in die Plains, ins Freilichtmuseum der Amischen, das vor Jahrzehnten gleich aussah wie heute.

Obwohl sich die Felder nicht im Gemeinschaftsbesitz befinden, werden sie gemeinsam bebaut. Und auch die Häuser werden gemeinsam errichtet. Nachbarschaftshilfe und Solidarität gehören für die Glaubensbrüder seit Jahrhunderten zu den selbstverständlichen Grundsätzen.

Ungefähr 30 Familien sind jeweils zu einer Gemeinde zusammengeschlossen und feiern ihre Gottesdienste gemeinsam in schmucklosen Räumen. Denn jeder Schmuck ist ein Zeichen der Hoffart, weshalb die Amischen auch keine Knöpfe tragen, sondern nur Haken und Ösen. Und in mehreren US-Bundesstaaten weigern sie sich jetzt noch hartnäckig, an ihren Kutschen vorschriftsgemäß Rückstrahler anzubringen. Allem, was von außen kommt, stehen sie grundsätzlich mißtrauisch gegen über, vor Fotoapparaten ergreifen sie meistens die Flucht (Bildberichte über die Amischen sind eine Seltenheit).



Amische beim Kutschenbau

Ihren Ursprung haben die Amischen in einer Spaltung der Schweizer Täufergemeinde. Ihr Führer Jakob Ammann (daher der Begriff »Amische«) aus dem Simmental gewann vor allem im Berner Oberland zahlreiche Anhänger. Zankapfel war die Frage, wie der Bann gehandhabt werden sollte, eine Frage, die auch bei den holländischen Mennoniten heftig diskutiert wurde, ohne allerdings Spaltungen hervorzurufen.

Bereits 1693 ging Ammann in der Schweiz und in der Pfalz von einer Täufergemeinde zur anderen und trat für strengere Glaubensgrundsätze ein: »Er ließ sich bedunken, es wäre die rächte christliche Ordnung etlicher Maßen verlohren und hat ihm fürgenommen, er wolle nach seinem Beduncken den Tempel Gottes wieder auf die alte Hofstatt bouwen«.

Ammans Ziel war es, bei den Gemeinden die »Meidung« einzuführen, derzufolge Glaubensbrüder, die wegen eines Vergehens mit dem Bann belegt, d. h. ausgeschlossen wurden, streng gemieden werden sollten. Sogar Ehegemeinschaften sollten aufgelöst werden.

Einige Jahre nach der Spaltung wurde bei den »Ammanschen« größere Strenge in der Kleidung und das Fußwaschen als symbolische Handlungen zum Abendmahl eingeführt. Die Emmentaler und Pfälzer Gemeinden, die sich diesen Regeln widersetzen, wurden von Amman mit dem Bann belegt. 1711 bei der Auswanderung Schweizer, pfälzischer und elsässischer Täufergemeinden nach Holland wurde die Spaltung mitgenommen und setzte sich in Amerika fort.

Noch heute gelten die Amischen als strengste und konservativste Glaubensgemeinschaft der Mennonitischen Kirche. Sie praktizieren nach wie vor die »Meidung« (»shunning«), tragen einen archaischen Haarschnitt, lehnen staatliche Unterstützungsgelder und Sozialfürsorge ab und halten sich an



Traktoren gibt es bei den Amischen nicht. Die Arbeit wird mit Pferden verrichtet

die überlieferte Regel, derzufolge verheiratete Männer einen Bart zu tragen haben und derzufolge jede Familie 7 — 10 Kinder hat. Die Beziehungen zwischen Hutterern und Amischen sind gut, auch wenn den einen die Strenge der anderen entschieden zu weit geht. »Mon solls nit ibertreibn«, sagt Peter Tschetter. »Mir findn's nit unchristlich, s'Leben leichter zu mochn durch Maschine«.

Dieser Meinung sind auch einige der 70.000 Amischen. Erste Zivilisationserscheinungen bedrohen die bisher »entrückten« Gemeinden. Da ein Benzinmotor, dort ein Schweißgerät: die verpönte Technik fordert ihre Opfer. Die Jugendlichen können der Faszination des Baseballspiels nur schwer widerstehen.

Dem Druck von außen haben die Amischen jahrhundertlang konsequent widerstanden. Wie lange sie dem »Druck von innen« widerstehen können, bleibt abzuwarten.



Amische bei Utica in Minnesota



Amischen-Hof im Winter. Heizungen lehnen die Glaubensbrüder ab.



Amische Familie.  
Jedes Ehepaar hat im  
Durchschnitt 7 — 10 Kinder



Amischer mit Kutsche



Amischer Farmer in Minnesota

Literaturhinweise:

- John W. Bennett: Hutterian Brethren, Stanford University Press, 1967  
David Flint: The Hutterites, A study in prejudice, Oxford University Press, 1967  
Horst von Gisycki: Oasen der Freiheit, Frankfurt 1978  
Paul S. Gross: The Hutterite Way, Freeman Publishing Company, Saskatoon (Kanada) 1965  
John Hoyer: The history of Hutterites, David Wiebe editing, Winnipeg, 1982  
John Horsch: Hutterian Brethren, Mennonite Historical Society, Goshen, (Indiana), 1931  
John Hostetler: Hutterite Society, John Hopkins University Press, Baltimore, 1974  
John Hostetler: Hutterite Life, Herald Press, Scottsdale (Pennsylvania), 1965  
John Hostetler und Gertrude Huntington: The Hutterites in North America, Holt, Rinehart & Winston, Toronto, 1967  
Kurt Rein: Religiöse Minderheiten als Sprachgemeinschaftsmodelle. Deutsche Sprachinseln täuferischen Ursprungs in den USA, Wiesbaden 1977  
John Ryan: The agricultural economy of Manitoba Hutterite Colonies, McClelland & Stewart, Toronto, 1977

Roman Demattia

# Die Geschichte der Hutterer

## Die Entstehung der Wiedertäufer-Bewegung

Luthers Lehre von der unmittelbaren Leitung aller durch den Geist, der jedem durch innere Offenbarung seinen Willen kundtut und vom neuen Grundsatz, daß die Erkenntnis und Auslegung der Heiligen Schrift durch das innere Zeugnis des Heiligen Geistes erfolge, erweckten damals in den Menschen den Drang, selbst nach der Wahrheit zu suchen und in Ablehnung der Jahrhunderte vorherrschenden religiösen, kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen neue Wege zu gehen. Zu den radikalen Reformatoren der damaligen Zeit gehörten u. a. Thomas Müntzer, Konrad Grebel und Jörg Blaurock, die Zweifel an der Berechtigung der Kindertaufe äußerten und ein neues Reich Gottes verkündeten, in dem kein äußerer Kult und kein äußeres Gesetz mehr gelten, keine weltliche Obrigkeit befehlen, alle Menschen gleich, alle Güter gemeinsam, alle Priester und Könige sein sollten.

Der amerikanische Historiker John Wenger bezeichnet das Täuferium als die radikale Form des Protestantismus. Die Lehre der Täufer läßt sich in einigen Kernaussagen zusammenfassen:

1. Luthers Ansicht, daß nur der Glaube selig mache, ließ viele Reformatoren an der Berechtigung der Kindertaufe zweifeln, da die Kinder die Glaubenswahrheiten erst nach Erlangung der Vernunft



Täufer bei der Erwachsenentaufe. Federzeichnung eines unbekanntes niederländischen Künstlers

erfassen könnten. Thomas Müntzer und seine Freunde gingen nun zur Tat über und taufte die Erwachsenen noch einmal (daher ihr Name »Wiedertäufer«) und spendeten den Kindern bzw. Jugendlichen erst die Taufe, wenn sie diese bewußt mitvollziehen konnten. Nur die Getauften gehörten zur »Gemeinschaft der Heiligen«.

2. Das Täuferium kennt keinen Unterschied zwischen Priestern und Laien. Jeder Christ ist zwar Priester, doch nicht jeder ist fähig und erwählt, das Wort Gottes zu predigen und die Gemeinde zu führen. Durch die Wahl erfolgt die Bestellung zum »Diener des Evangeliums«, der die Lehre zu verkünden hat und zum »Diener der Notdurft«, der für das leibliche Wohl der Mitbrüder sorgen muß.
3. Die Täufer lehnten jede kirchliche Lehre und Obrigkeit ab, da der Grundsatz des allgemeinen Priestertums keine hierarchische Einteilung in Obrigkeit und Untertanen verträgt. Die staatliche Gewalt erkannten sie nur insoweit an, als sie den in der Heiligen Schrift niedergelegten göttlichen Geboten nicht widersprach. Als Grundlage des Zusammenlebens galt die Heilige Schrift, die als eine Art Grundgesetz angesehen wurde. Folgerichtig gab es für die Wiedertäufer nur eine Absonderung von der übrigen Welt und eine größtmögliche Loslösung vom Staat als Ordnungsmacht.
4. Die Kriegsdienstverweigerung gehörte zu den Prinzipien des Täuferiums. Anfangs gab es zwei entgegengesetzte Richtungen: eine gewaltlose, die im willigen Dulden gipfelte und jeden Kriegsdienst verweigerte und eine andere, die die Massen zum heiligen Kampf aufrief und ihnen den »Feuer- und Schwert«-Gedanken einzureden versuchte. Diese Idee begeisterte die Bauern in den Bauernkriegen und fanatisierte die Massen. Erst nach der Niederlage der aufständischen Bauern gewann die gewaltlose Richtung die Oberhand und bestimmte das Gesicht der sogenannten »Schweizeri-



Zürich zur Zeit der ersten Täufergemeinde. Neben dem Turm am oberen Bildrand (Mitte) befand sich das Haus Konrad Grebels

schen Brüder«, deren Gedankengut sich die süddeutschen, österreichischen und tirolischen Täufergruppen zu eigen machten. Die gewaltlose Richtung behauptete sich allen Verfolgungen zum Trotz bis heute.

5. Auch die von den Täufnern praktizierte Gütergemeinschaft hat sich erst etwas später herausgebildet und fußt nicht nur auf dem absoluten Gehorsam gegenüber der Heiligen Schrift, sondern wurzelt auch in der Reaktion auf den Frühkapitalismus des 16. Jahrhunderts. Aus den Lehren und Praktiken der Täuferbewegung drängt sich die Feststellung auf, daß sie in ihren Anfängen zweifellos sozialrevolutionären Charakter trug und auch Anteil an den deutschen Bauernkriegen nahm. In der Folge war sie eine religiös-soziale Bewegung mit stark messianischer Zielsetzung. Thomas Müntzer im mitteldeutschen und Konrad Grebel im schweizerisch-süddeutschen Raum verkündeten die neue Richtung innerhalb der Reformation, die in klarem Gegensatz zu Protestantismus und Katholizismus trat und daher von beiden Seiten hartnäckig bekämpft und verfolgt wurde. Konrad Grebel taufte Mitte Jänner 1525 in Zollikon bei Zürich Jörg Blaurock, womit das Täufern geboren war.

Bald nach der Gründung der Schweizerischen Brudergemeinde setzte eine starke Verfolgung seitens der Stadt Zürich ein, wodurch sich die Taufgesinnten in alle Richtungen zerstreuten. Augsburg wurde zum wichtigsten Mittelpunkt für Süddeutschland und Österreich. Hier waren bereits 1526 die Täuferführer Hans Hut und Hans Denk eifrig tätig. Hans Hut war es, der das Täufern im Jahre 1526 auch in Österreich bekannt machte. Im Dezember 1527 wurde er in Augsburg auf dem Scheiterhaufen verbrannt.



Hans Hut machte das Täufern 1526 in Österreich bekannt. Er wurde in Augsburg verbrannt



Erwachsene lassen sich taufen. Niederländischer Stich aus dem Jahre 1614

## Die Lage in Tirol

In Tirol finden wir am Ausgang des Mittelalters dieselben Übel und sittlichen Mißstände, über deren Verbreitung im gesamtdeutschen Raum von den Zeitgenossen so bitter geklagt wird: Verwilderung der Sitten, Trunksucht, Betrug, Totschlag und Auflehnung gegen alle bestehenden Ordnungen. Der lebhafteste Verkehr mit den deutschen und italienischen Handelszentren hatte die Tiroler nicht nur mit den dort herrschenden geistigen Strömungen, sondern auch mit den negativen Zeiterscheinungen bekanntgemacht. Die Kirche ging hierin mit schlechtem Beispiel voran. Die Üppigkeit und Verschwendungssucht der Renaissancepäpste fand in den Bischöfen getreue Nachahmer — auch in Tirol. Dazu kam die unchristliche Haltung eines großen Teiles des Klerus: unpriesterlicher Lebenswandel, Verhältnisse mit Konkubinen, Ausnützung heiliger Amtshandlungen zu eigennützligen Zwecken, Belästigung des Volkes durch unmäßige Almosenverordnungen usw. Dem Überfluß, in dem die hohe Geistlichkeit lebte, stand kraß die bittere Armut des niederen Klerus gegenüber, der, auf Nebenverdienste angewiesen, sein Brot oft in unwürdiger Weise verdienen mußte. Die Unwissenheit in Glaubensfragen und der sittlich-religiöse Tiefstand waren erschreckend. Durch den regen Verkehr zwischen Deutschland und Tirol und besonders durch die Verbindung der Tiroler Bergknappen mit den Knappen in Sachsen erhielt man in unserem Land schon frühzeitig Kenntnis vom reformatorischen Geschehen. Zahlreiche Knappen und durchreisende Kaufleute verbreiteten lutherische Schriften, obwohl dies 1521 durch ein Mandat Ferdinands I. untersagt worden war.

Einer der ersten radikalen religiösen Reformer in Tirol war Jakob Strauß, der im Mai 1521 in Schwaz predigte und dann nach Hall weiterzog. Weitere Gründe für die Ausbreitung des Täuferturns waren die grundbesitzrechtliche Lage der Bauern und die Beschneidung angestammter Freiheiten. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts herrschte wie in allen süddeutschen Ländern auch in Tirol große Unzufriedenheit unter den Bauern. Die Zinsen und Gülten, die sich aus dem Leihverhältnis zum Grundherrn ergaben, wurden als sehr drückend empfunden und überstiegen vielfach die wirtschaftlichen Möglichkeiten besonders der kleinen Bauern. Auch die strengen Waldgesetze und Fischereiverordnungen Kaiser Maximilians stießen unter den Bauern auf Ablehnung und riefen tiefe Empörung hervor. So konnten die Funken des deutschen Bauernkrieges in Tirol zünden. Auf die Darstellung des Tiroler Bauernaufstandes von 1525—26 kann hier nicht eingegangen werden. Für eine eingehende Befassung mit diesem Thema sei auf die Fachliteratur verwiesen.

Als der Bauernaufstand niedergeschlagen war und die Landesordnung von 1526 nicht zur Durchführung kam, war die Enttäuschung der Tiroler Bauern sehr groß und bot Anlaß für eine neuerliche, gesteigerte Unzufriedenheit. Es ist daher verständlich, wenn eine Bewegung, die den Bauern die Beseitigung der Grundherrschaft versprach, die Abschaffung von Zins und Zehent verlangte und das Gemeineigentum predigte, im Volk auf starke Zustimmung stieß.

Dazu kam, daß die Plünderungen und Gewalttätigkeiten des Bauernkrieges den lutherischen Predigern, die zum Aufruhr gehetzt hatten, in die Schuhe geschoben wurden und das Luthertum folglich bei den unteren Bevölkerungsschichten Vertrauen eingebüßt hatte. Umso größere Zustimmung fand das Täuferturn, dessen Lehre die Gewalt ja verwarf.

Noch ein Faktor muß für die Ausbreitung der Täuferbewegung in Tirol in Betracht gezogen werden. Das durch die desolaten kirchlichen Verhältnisse ungestillte religiöse Bedürfnis des trotz aller Mißstände tiefreligiösen Tirolers drängte nach einer Änderung im Glaubensleben. Als neue Offenbarung bot sich das Täuferturn an, das mit der Einfachheit seiner Lehre, mit der radikalen Erneuerung



Die Ergreifung von Wiedertäufern im Jahre 1565. Zeichnung von Jan Luyken

des religiösen Lebens und mit dem opferstarken Mut der zahlreichen Bekenner diesem Bedürfnis entsprach.

Personelle Querverbindungen zu den aufständischen Bauern konnten bisher kaum nachgewiesen werden, obwohl beide Teile derselben Bevölkerungsschicht angehörten. Einer der Gründe dafür war sicher die massive Verfolgung der Aufständischen, die zahlreichen Anhängern den Tod brachte. Friedrich Brandenburger aus Köln und Hans Gasser aus dem Gericht Wangen, die sich an Gaismairs Unternehmungen beteiligt hatten, wurden später als Täufer hingerichtet. Auch Mitglieder der Familie Gaismair, und zwar Erhard und Lienhard, vielleicht Vettern des Bauernführers, schlossen sich der Täuferbewegung an. Sonst lassen sich keine personellen Verbindungen zum Tiroler Bauernaufstand belegen. Dennoch vermuteten die Mächtigen im Lande in den »Umtrieben« der Täufer zunächst eine Neuauflage des eben blutig niedergeschlagenen Aufstandes. Sie sprachen von »aufrur, aufreizung und emperung« und verfolgten die Anhänger des neuen Glaubens nicht als Ketzer, sondern als politische Aufwiegler.

## Die Ausbreitung des Täuferturns in Tirol

Der erste Tiroler, der schon 1523 täuferische Gedanken auf offenem Markt in Brixen verkündete, war ein Scheidergeselle aus Niedervintl namens Hans. Im Sommer 1525 wirkte Jörg Blaurock im Hochstift Chur, wo es ihm gelang, an der Tiroler Grenze Versammlungen abzuhalten. 1526 müssen auch im Inntal bereits Anhänger der neuen Lehre gelebt haben, denn Hans Hut bezeugt in einem Verhör, daß sich einige Brüder dort taufen hätten lassen. Wolfgang, ein Hirte aus dem Sarntal, wirkte im selben Jahr im Pustertal. Von ihm empfing Jakob Huter die ersten Anregungen. In voller Stärke breitete sich das Täuferturn ab Mitte 1527 aus. Mit dem drakonischen Mandat von Ofen hoffte König Ferdinand im August 1527, den Täufem ein Ende zu bereiten:



Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg gehörte zu den unerbittlichsten Verfolgern der Wiedertäufer. In mehreren Mandaten verfügte er drakonische Strafen für alle Anhänger der neuen Lehre

*»Wer freventlich und beharrlich glaubt wider die Artickel unseres heiligen christlichen Glaubens, auch wider die sieben Sacrament der heiligen christlichen Kirchen, derselbe muß nach Größ seiner Frevelung und Ketzerey am Leib und Leben gestraft werden. Item, dass deren Güter verfallen und confiszirt seien. Item, dass jeder Ketzler in die Acht fällt. Item, dass er alle Freiheit verliesse. Item, dass er zu keinem ehrlichen Amt tauglich sey noch gebraucht werde. Item, dass niemand schuldig sei, denselben Verschreibungen oder andere Verbindungen zu halten noch zu vollziehen ...«*

Schon im November erhielt die Innsbrucker Regierung erneut Nachricht aus dem Inntal, wo die Untertanen von fremden Personen zur Wiedertaufe verführt würden.

Die Anhänger der Täufer kamen aus dem einfachen Volk. Bereits bei ihrem ersten Auftreten vermutete die Obrigkeit sie unter dem Volk auf der Straße, den Händlern, Handwerkern und Bettlern, die sich in den Wirtshäusern trafen und dort disputierten.

Die ersten Prediger kamen von auswärts: Leonhard Schiemer aus Bayern und Georg Blaurock aus

dem Zürcher Täuferkreis. Doch schon 1528 wurde der ehemalige Gerichtsschreiber von Völs, Michael Kürschner am Ritten von Jörg Zaunring getauft. Anschließend gründete er als »Apostel« im Bereich von Klausen und Gufidaun eine Gemeinde. Doch schon Ende April 1529 wurde er in Kitzbühel festgenommen und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Verfolgung wurde immer heftiger, die Todesurteile häuften sich:

*Etliche wurden gereckt und zerstreckt, daß die Sonne durch sie möcht geschienen haben.*

*Etlich, daß sie an der Marter zerrissen und gestorben sein.*

*Etlich zu Aschen und Pulver verbrennt unter dem Namen der Ketzler.*

*Etlich an Säulen gebraten.*

*Etlich mit glühenden Zangen gerissen.*

*Etlich in Häusern versperret, alles mit einander verbrennt.*

*Etlich an die Bäum gehängt.*

*Etlich aber mit dem Schwert hingericht, erwürgt und zerhauen.*

*Vielen Knebel ins Maul gelegt und die Zung verbunden, daß sie nicht reden sollten können oder sich verantworten und also zum Tod geführt.*

*Und was sie mit ihrem Mund bekennt, das haben sie mit ihrem Blut bezeugt.*

*Wie die Lämmer führet mans oft häuflingen zur Schlacht und zur Metzg und ermördeten sie nach des Teufels Art und Natur, der ein Mörder ist von Anfang.*

*Ein Teil Weibspersonen hat man ins Wasser gestoßen, wieder herausgenommen und gefragt, ob sie abstehn wöllen. Als sie aber fort bestanden, alsdenn ertränkt und versenkt. Also heftig hat der Satan in seinen Kindern geweert. Die biblischen Bücher hat man etlicher Ort aufs höchst verboten und an*



Die Hinrichtung von Täufern. Darstellung von Jan Luyken. Täufern, die ihrem Glauben abschworen, wurden als Mahnung oft die Finger abgehackt oder ein Kreuz auf die Stirne gebrannt



Verbrennung von Wiedertäufern im Jahre 1528 (Jan Luyken). Allein in Tirol wurden mindestens 600 Täufer hingerichtet. Männer wurden meistens verbrannt, Frauen ertränkt

*manchen Orten dieselben verbrennt nach der Weis des gottlosen Königs Antiochus. Auch Etliche erwürgt, bei denen man sie nur gefunden hat.*

*Andere sind in finstern Türmen, da sie des Tags beraubt waren, erhungert worden.*

*Andere aber in tiefen Löchern und Keichen unter den Fledermäusen, Nattern und Ungeziefer gelegen, da ihnen (wie dem B. Peter Voit beschehen) die Füß abgefault, die Mäus ihre Zehen bei lebendigem Leib zusehends hingetragen. Auch etwa gar darinnen erfault wurden und in den engen Banden verdorben.*

Jörg Blaurock hatte die Betreuung der verwaisten Gemeinde Kürschners übernommen, doch auch sein Wirken fand ein frühes Ende. Am 14. August 1529 wurde er am Ritten gefangen genommen, zum Tode verurteilt und drei Wochen später bei Klausen lebendig verbrannt.

Das Erbe Blaurocks trat Jakob Huter an, der von 1530 bis 1536 die Tiroler Gemeinde leitete. Von 1536 — 1538 standen in Tirol Onofrius Griesinger und in Mähren Hans Amon, Tuchscherer aus Hall, an der Spitze der Bewegung, dann mangelte es zehn Jahre lang an bedeutenden Vorstehern. Von 1548 — 61 leitete Hans Mändl, Schuhmacher aus Gufidaun und von 1561 — 78 Peter Walpot das Täuferium in Tirol. In der Folge tritt keine bedeutende Persönlichkeit mehr auf.

Als der Landesfürst König Ferdinand die Verfolgung noch verschärfte und immer mehr Anhänger der Täufer im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen landeten, sah sich Jakob Huter nach einem anderen Land um, in dem seine Lehre eine Heimstatt finden könnte. Er fand sie in Mähren, wo bereits einige Gemeinden im Aufbau waren. In Austerlitz wurde 1529 die erste Täufergemeinde der Tiroler

gegründet. Nur in der Flucht aus der Heimat sah man die Möglichkeit, in Frieden nach der täuferischen Lehre zu leben, zumal über die Anhänger des neuen Glaubens auch unzählige Verleumdungen und Greuelgeschichten in Umlauf gesetzt wurden:

»Man gab allenthalben viel Lästung und Übels von ihnen aus und krause Lügen, daß sie Geißfüß und Ochsenklauen hätten und wenn sie den Leuten aus einem Fläschl zu trinken gäben, darnach müßten tun wie sie. Auch log man über sie, sie hätten Weiber gemein, es gehe alles durcheinander. Item, sie tun die Kinder ab und essens, man schalt sie Menschendieb und Eheschneider, Gartenbrüder, Verführer, Sekter, Rotter, Schwärmer und aufs gräulichest.«

Vielfach wurden die Täufer gleich gruppenweise eingekerkert:

»Anno 1529 seind vier Brüder mit Namen Wolfgang von Mos ob Deutschnofen, Thoman im Wald auf Aldein, Georg Frick von Wirtsberg und Mang Kager von Füßen und auch vier Schwestern: Christina Töllinger ob Penon, Barbara aus Thiers, Agatha Campnerin öbern Breitenberg (bei Leifers) und Elisabeth, ihr Schwester, gefangen wurden in der Fill im Etschland und auf das Schloß Enn geführt.«

The image shows an open manuscript with two pages. The right page is titled 'Hschiicht Büch' and '156'. It contains a 'Martertafel' (Martyr Table) listing names and numbers of martyrs across various regions. The left page is partially visible, showing a list of names and numbers. The right page lists the following:

Region	Name	Count
Im Etschland	Wolfgang	16
	Georg	7
	Thoman	4
	Mang	9
	Christina	11
	Barbara	9
	Agatha	3
	Elisabeth	30
	Christina	19
	Elisabeth	4
Im Kärnten	Christina	2
	Elisabeth	1
	Christina	1
	Elisabeth	1
	Christina	1
Im Kalsburger Land	Christina	38
	Elisabeth	4
	Christina	18
	Elisabeth	2
	Christina	3
Im Tyrol	Christina	16
	Georg	71
	Mang	20
	Christina	2
	Elisabeth	8
	Christina	1
	Elisabeth	4
	Christina	68
	Elisabeth	3
	Christina	2
Elisabeth	8	
Christina	1	

The left page lists the following:

Region	Name	Count
Im Kärnten	Christina	2
	Elisabeth	9
	Christina	3
	Elisabeth	2
Im Steiermark	Christina	7
	Elisabeth	12
Im Kärnten	Christina	1
	Elisabeth	5

Im Hutterischen Geschichtsbuch zählt eine »Martertafel« die Hinrichtungen auf

# Jakob Huter

Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger hat unter den Wiedertäufern in Tirol eine solche Bedeutung erlangt wie Jakob Huter und keiner hat in der Täufergemeinde so nachhaltig gewirkt wie er. Huter wurde um 1500 im Weiler Moos bei Sankt Lorenzen geboren:

*»Unter solchem aber kam einer mit Namen Jakob, seines Handwerks ein Hutter, gebürtig von Maß, eine halbe Meil von Braunecken im Pustertal gelegen. Der nahm den Gnadenbund eines guten Gewissens im christlichen Tauf an, mit rechter Ergebung nach göttlicher Art zu wandeln. Als aber in mittler Zeit die Gaben Gottes bei ihm reichlich wurden gespüret, ward er zum evangelischen Dienst erwählt und bestätigt,«*

berichtet das Geschichtsbuch der Hutterischen Brüder.

Jakob Huter war nach Erlernung des Hutmacherhandwerks schon bald auf Wanderschaft gegangen. Vermutlich wandte er sich in Kärnten dem Täuferum zu und wurde in Klagenfurt oder Spittal getauft. Seine erste Gemeinde gründete er in Welsberg.

Da es in Austerlitz 1531 zu Streitigkeiten unter den Vorstehern gekommen war, wurde die Gründung einer neuen Gemeinde in Auspitz notwendig, in der Jakob Huter eine führende Rolle spielte. Er wurde der unumstrittene Führer nicht nur der Tiroler, sondern auch all jener Täufer, die aus Süd- und Mitteleuropa nach Mähren gekommen waren.



Geburtshaus von Jakob Huter (auch Hutter oder Hueter) in Moos bei St. Lorenzen. Das Haus wurde erst Anfang 1986 durch Landesbibliothekar Anton Sitzmann als Geburtshaus Huters nachgewiesen

In Tirol wütete unterdessen der Kampf gegen seine Anhänger. Die Mandate des Landesfürsten wurden immer schärfer und detaillierter, mit dem Anwachsen der Gemeinden steigerte sich auch die blutige Verfolgung. Zwischen 1532 und 1539 erreichte die Popularität der neuen Lehre in Tirol ihren Höhepunkt. Es gab kein Dorf mehr, das davon unberührt geblieben war. Tausende versuchten, der Verfolgung durch Auswanderung nach Mähren zu entkommen.

Im Frühjahr 1535 wurde die Lage der Täufer in Mähren kritisch. Die Ereignisse in Münster, wo holländische Täufer nach Ausrufung eines Königreiches die gesamte Umgebung in Angst und Schrecken versetzten, veranlaßten König Ferdinand, auf dem Landtag in Znaim die Vertreibung der Wiedertäufer zu fordern. Daraufhin wurden die Brudergemeinden in Mähren aufgelöst:



Wohnhaus und Tracht der Hutterer. Holzschnitt auf der Titelseite einer 1589 erschienenen Schrift über »die Hutterischen Brüder so auch billich Wiedertaufer genent werden im Löblichen Marggraffthumb Maehren« aus der Feder von Christoph Erhard aus Hall

*»Also nahm der Jakob Hutter sein Bündel auf den Rucken, dergleichen täten seine Gehilfen, auch alle Brüder und Schwestern, mit samt ihren Kindern, und zugen also Paar und Paar miteinander, dem Jakob Hutter, ihrem Hirten, nach durch den Haufen der gottlosen, verruchten Rauber. Also war das Häuflein der Gerechten wie eine Herd Schaf ins Feld getrieben, wollten sie auch an keinem Ort lägern lassen ...«*

Infolge der großen Unsicherheit gab Jakob Huter schließlich dem Drängen der Gemeinde nach und verließ Mähren. In Begleitung seiner Frau Katharina und eines Freundes überschritt er die Tauern und suchte zunächst in Taufers Zuflucht, wo er sich eine Zeit lang im Wald versteckt halten mußte. Dann zogen sie weiter zum Ober nach Hörschwang bei St. Lorenzen, wo Huter die Gattin Obers und den Knecht taufte. Als die Obrigkeit in Tirol von der Anwesenheit Huters erfuhr, wurde sie von Angst und Unruhe ergriffen. Richter und Pfleger beschlossen, eine regelrechte Treibjagd auf den Täuferführer zu veranstalten. So vielen Nachstellungen gegenüber vermochte sich Huter schließlich doch nicht zu behaupten. Ende November 1535 wurden zahlreiche Häuser in Klausen überfallen und beim ehemaligen Mesner Hans Steiner fand der Stadtrichter Huter mit seiner hochschwangeren Frau, der Mesnerin und einer Magd:

*Nicht lang darnach begab es sich im gemeldten 1535. Jahr, daß der lieb Bruder Jakob Hutter zu Klausen am Eisack, gelegen im Etschland, durch Betrug und Verrätereı aus Gottes Verhängnis gefangen ward am Sant Andreasabend in der Nacht. Bald darnach bunden sie ihm einen Knebel ins Maul und führten ihn gen Innsbruck zu des Königs Ferdinand Regierung. Als sie ihm nun groß Marter und Peın anlegeten, viel anfangen und ihn aber nicht mochten in seinem Gemüt verrucken oder von der Wahrheit abfällig machen, auch da sie sich in der Schrift mit ihm versuchten, gegen ihn aber nicht bestehen konnten, da vermeinten die Pfaffen aus ihrem bösen, rachgierigen Eifer, sie wollten den Teufel aus ihm bannen, ließen ihn in ein eiskaltes Wasser setzen und nach dem in ein warme Stuben führen, mit Ruten schlagen. Auch habens ihm seinen Leib verwundt, Branntwein in die Wunden gossen, an ihm angezündt und brennen lassen. Sie bunden ihm die Händ, auch wiederum einen Knebel ins Maul, auf daß er ihnen ihr Schalkheit nicht konnt anzeigen oder offenbaren. Sie setzten ihm auch ein Hut mit einem Federbuschen auf, führten ihn ins Haus ihres Götzen, hätten auf allerlei Weis ihr Narren- und Affenspiel mit ihm. Da er aber beständig und redlich als ein christlicher Held in seim Glauben verharret, ward er nach viel erdulder Tyranneı von den argen Kaıphas- und Pilatuskindern verurteilt, also lebendig im Scheiterhaufen getan und verbrennt. Dabei über die Maß viel Volk gewesen ist und sein Redlichkeit gesehen. Das geschah um Lichtmeß am Freitag vor der ersten Fastenwochen des 36. Jahres.*

*Er hat die Gemein Gottes in das dritte Jahr geregiert und dem Herren sein Volks versammelt, erbaut und hinter sich gelassen. Von diesem Jakob Hutter hat die Gemein den Hutterischen Namen geerbt, daß man sie die Hutterischen Brüder genennt hat, daß sie sich bis auf den heutigen Tag nicht schamt, denn er ist der Wahrheit mit aller Freudigkeit bis in den Tod beigestanden, darob Leib und Leben gelassen, wies allen Aposteln Christi gemeiniglich gangen ist bei der Welt.*

Klausen im 16. Jahrhundert. In der Bildmitte Schloß Branzoll, wo Jakob Huter nach seiner Verhaftung eingekerkert war, bis er nach Innsbruck gebracht wurde



Am 25 Februar 1536 starb Jakob Huter vor dem Goldenen Dachl in Innsbruck auf dem Scheiterhaufen. Trotz wochenlanger Folterungen hatte er keinen seiner Mitarbeiter verraten. Vergebens hatte man eine Bekehrung versucht. Huters Frau, die dem Pfleger in Gufidaun zur Bewachung übergeben worden war, gelang dort die Flucht aus dem Turm. Zwei Jahre später aber fiel sie erneut in die Hände ihrer Verfolger und wurde auf Schloß Schöneck im Pustertal hingerichtet.

Schon nach einigen Jahren war den Täufern die Rückkehr nach Mähren gelungen, bis sie wenige Jahre später ein erneutes Mandat Ferdinands wieder zur Flucht zwang. Hunger, Elend und Verfolgung setzten den Täufern zu, die vielfach in die Wälder flüchteten und in Erdhöhlen hausten.

*»Sie mußten nur aus in den wilden Wald, darzu in kalter Winterszeit gleichwie die wilden Tier mußten sie in Wäldern wohnen. Es war kein Verschonens noch Mitleidens, weder der Alten noch der Schwängern, weder der Mutter noch des säugenden Kinds, sie mußten ins Elend. Sie mußten alles hinten lassen und waren frei und zum Raub erlaubt ...«*

Gefangene Hutterer wurden als Galeerenruderer nach Venedig verschleppt. Erst durch das Eintreten der mährischen Stände konnten die Hutterer wieder zurückkehren, und zunächst bis 1622 in uneingeschränkter Religionsfreiheit leben. In dieser Blütezeit der hutterischen Bruderschaft entstanden zahlreiche neue Gemeinden, bis der Türkenkrieg zu schweren Plünderungen führte. Viele Bruderhöfe wurden niedergebrannt.

Nicht besser erging es den Hutterern während des 30-jährigen Krieges:

*»Den 28. Juli 1620 kamen zu Pribitz um 3 Uhr morgens bey 1500 Mann kayserlich Kriegsvolck, Reiter und Musketierer, doch mehrerteils Poläken, überfielen fluchs mit großer Gewalt das Haus und handelten über die Maßen gottlos und tyrannisch, haben in zwei oder drei Stunden 52 Brüder und eine Schwester mit ihrem Kind jämmerlich ermördt, hauten, stachen und schossen sie nieder oder plagten sie sonst mit unmenschlicher Pein und Marter, brannetens mit heisen Eysen und glüenden Pfannen, gossen ihnen heiß Schmalz über den blossen Leib hinab, schnitten eine tiefe Wunden darin sie Pulver schütteten und demnach anzündeten, zwickten ihnen die Finger ab, haueten in sie wie in ein Krautskopf, einen Bruder drehten sie den Hals gar umb, daß ihm das Angesicht zerrucke stunde und viel dergleichen Henkerstück mehr ... Viel Brüder und Schwestern wurden auf den Tod verwundt, gar Unzahl viel Schwestern, ehliche und ledige, auch Mädchen bei 10 und 12 Jahren schrecklich und übel mit ihnen umgegangen.«*



Seine Blütezeit erlebte das Hutterische Gemeinwesen vor allem zwischen 1556 und 1593, als in Mähren zahlreiche neue Bruderhöfe entstanden. Viele wurden anschließend im Krieg zwischen Türken und Habsburgern niedergebrannt.

Der Hutterischen . MB-227

# Widertaufer Tauben-

lobel: In welchem all ihr Wüst/ Mist/ Kott  
vnd Duffat/ das ist/ ihr falsche/ stinkende/ vnflätige  
vnd abscheuliche Lehren/ was sie nemblich von Gott/ von Christo/ von  
den 5. Sacramenten vnd andern Articlen des Christlichen Glaubens hat  
werden erzählet/ alle kürzlich vnd treulich auß ihren eignen Büchern/  
so wol getruckt als geschriben/ mit Anzeigung des Dichters  
wo ein jedliche zu finden/ verfasst.

Auch des grossen Taubers des Jacob Hutters Leben/  
von welchem sich die Widertaufer Hutterisch nenn  
nen/ angehenck:

Durch CHRISTOPHORVM ANDREAM Fischer D.  
Pfarrherrn zu Belsperg.



Mit Kön: May: Mayest: Freyheit.  
Getruckt zu Ingolstatt/ in der Ederischen Truckerey/  
Durch Andream Angermeyr.

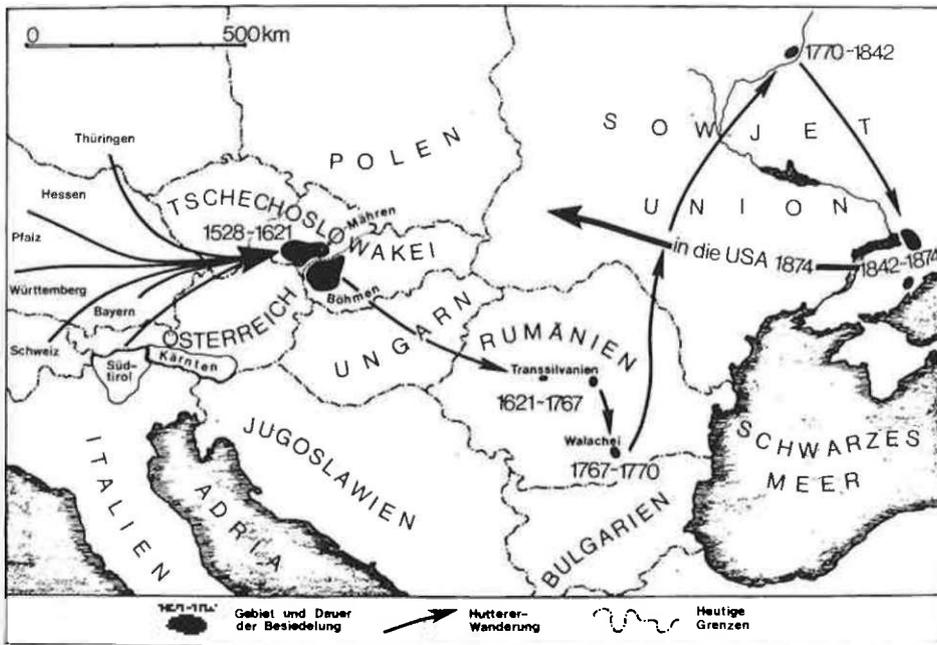
ANNO M. D. C. VII . 1607

Schmähschrift von Christoph Andreas Fischer aus dem Jahre 1607, in der die Hutterische Gemeinschaft als Taubenschlag dargestellt wird

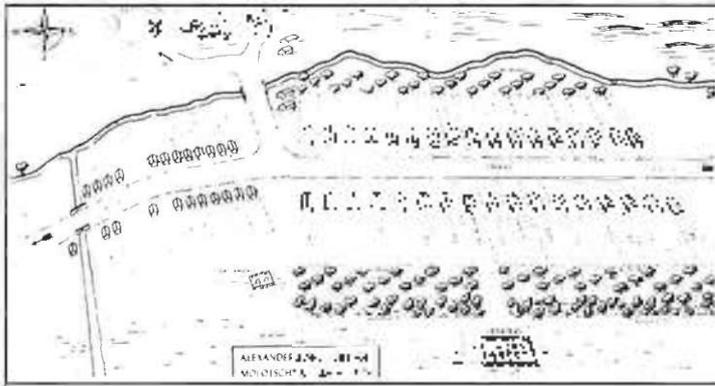
## Die Vertreibung der Hutterer aus Mähren

1622 kam dann schließlich das Ende der Hutterischen Brüder in Mähren. Ferdinand II. erwirkte mit einem Mandat die endgültige Vertreibung der Täufer. Ein Teil wanderte in die Slowakei und nach Ungarn aus, wo sich viele niederließen und ihrem Glauben abschworen. 186 Hutterische zogen nach Siebenbürgen, wo bei Hermannsstadt eine erste neue Gemeinde entstand. Für die Hutterer schien die Stunde Null gekommen. Ihre Zahl war derart zusammengeschmolzen, daß das Ende der Gemeinden nahe schien. In Siebenbürgen aber bekamen die Hutterer Verstärkung durch lutherische Familien aus Kärnten, die von Maria Theresia vertrieben worden waren und die mit der lutherischen Kirche unzufrieden waren. Als dort 1757 die Zwangstaufe durch Jesuitenmönche einsetzte, flüchteten die Hutterer über die transsylvanischen Alpen in die Walachei. Wenige Jahre später wanderten sie, einem Ruf der Zarin Katharina II., folgend, nach Rußland ein, wo sie in Wischenka nordöstlich von Kiew eine Gemeinde gründeten:

*»Wir hatten in unserer großen Armut fünf Wägen, in ein jeden ein paar Ochsen eingespannt, darzu etliche Stuck Kühe, Kälber und Schaf, welche wir alle mit uns nahmen. Das übrige verkaufte man und machte sich also in Gottes Namen auf die Straßen in guter Hoffnung und Vertrauen auf Gott ...«*



30 Jahre später wurde den Hutterern in Raditschewa neuer Grund zugewiesen. Nach verschiedenen internen Zwistigkeiten wurde 1843 im Molotschna-Distrikt nordöstlich der Halbinsel Krim die Kolonie Huttertal gegründet, die aus 46 Wohnhäusern bestand. Die in dieser Gegend siedelnden Menoniten, aus Norddeutschland und den Niederlanden eingewanderte Täufer, unterstützten die Hutterer und machten sie mit neuen landwirtschaftlichen Anbaumethoden vertraut, so daß die Gemeinde rasch aufblühte. Doch erneut stellten sich innere Schwierigkeiten ein. Das Prinzip der Gütergemeinschaft geriet in Verfall, nur zwei Brüderhöfe blieben den Prinzipien ergeben.

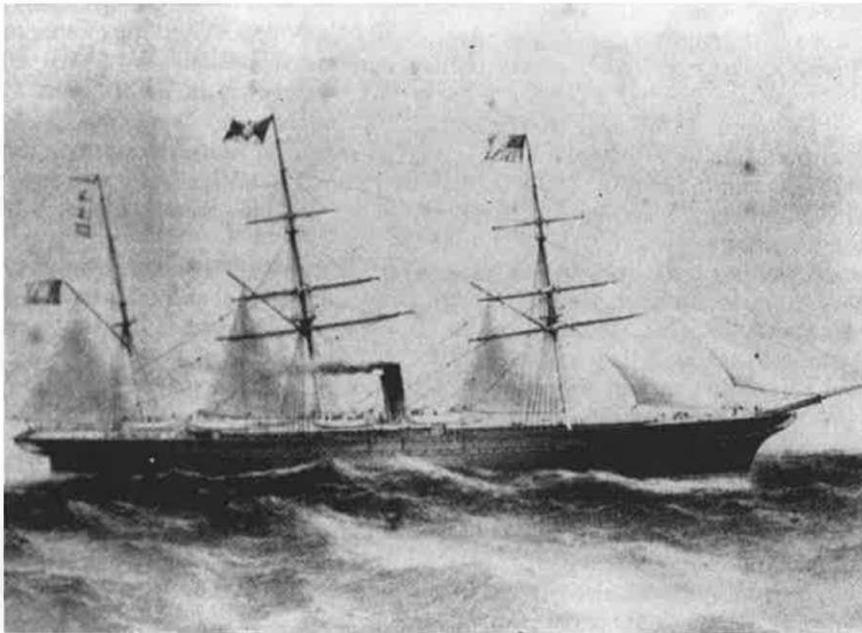


Die Mennoniten-Kolonie »Alexanderwohl« in der Ukraine. Die Siedlungsform wurde von den Hutterern übernommen



Hutterer-Bibel aus Rußland

Da traf die Mennoniten — die Hutterer galten in Rußland auch als solche — ein schwerer Schlag: die Regierung widerrief die für Kolonisten vorgesehene Befreiung vom Militärdienst. Zehn Mennoniten-Vertreter und zwei Hutterer reisten im April 1873 nach Kanada und in die Vereinigten Staaten, um dort die Ansiedlungsmöglichkeiten zu erkunden. Als Zar Alexander II. begriff, daß er in der Ukraine Zehntausende der fähigsten Siedler zu verlieren drohte, bot er den Mennoniten Kriegsdienstersatz in Lazaretten, bei der Eisenbahn oder im Forstdienst an. Die Mehrheit der Mennoniten gab sich damit zufrieden, die Hutterer und eine aktive mennonitische Minderheit wanderten in die USA aus. Am 15. Juli 1874 landeten 423 Mennoniten und 113 Hutterer in New York. Weitere folgten ihnen in den nächsten Jahren und ließen sich in Süd-Dakota nieder. Nach Jahrhunderten der Verfolgung hatten die »Auserwählten« eine neue Heimat gefunden.



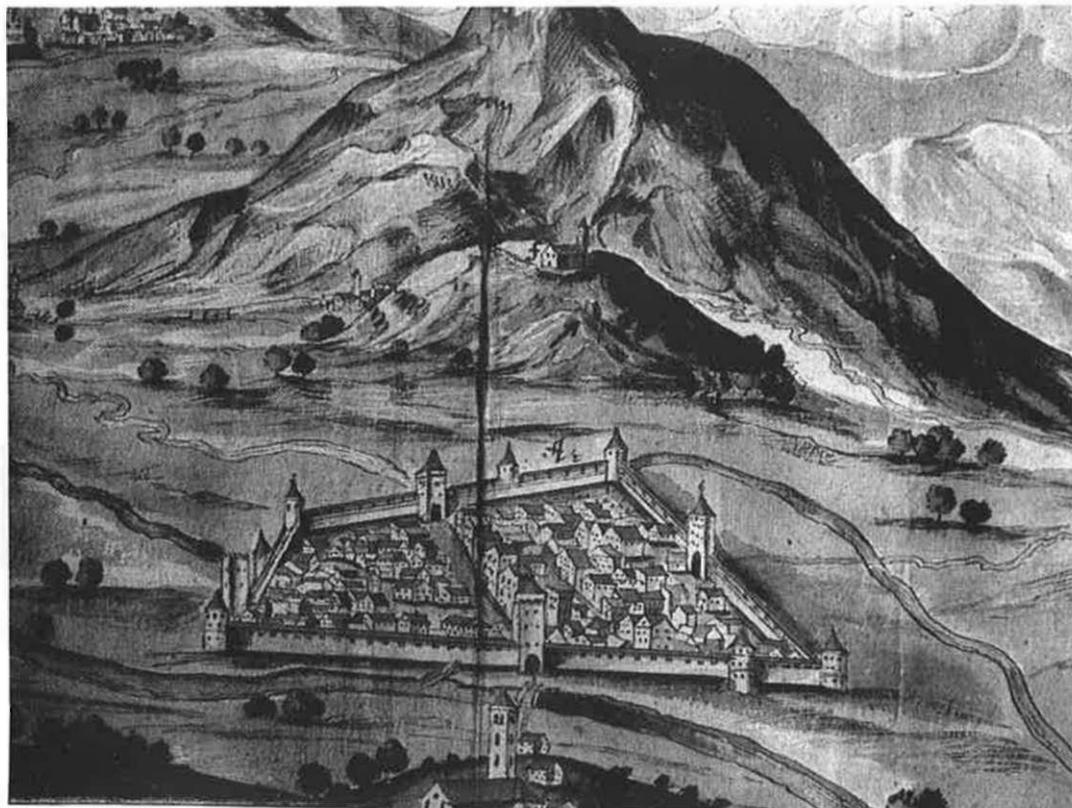
Mit dem Motorschiff »Harmonia« kamen im Juli 1874 die ersten Hutterer und Mennoniten in die USA. Die Hutterer ließen sich in Süd-Dakota, die Mennoniten in Kanada nieder

# Die Täufer im südlichen Tirol

## 1. Vinschgau und Etschland

Durch seine Nähe zu Graubünden stellte der Vinschgau auf jeden Fall einen Einfallstore des Täufer­tums nach Tirol dar. Im Mai 1527 traten besonders in den Hauptorten Mals und Glurns Täufer auf. Anfang 1527 war auch das Überetsch von der neuen Lehre erfaßt. Der erste Prozeß gegen Tiroler Täufer fand in Bozen gegen Hans Schneider und Apollonia Niedermayr statt. 1528 wirkte im Unterland der von Jörg Zaunring getaufte Michael Kürschner. Im Mai 1529 war Jörg Blaurock mit dem Rittner Weber Hans Langecker von Graubünden nach Tirol gekommen und hatte in Glurns, Schlanders, Meran, Bozen und im Unterland gepredigt und gelehrt. Nach seiner Hinrichtung in Klausen wurde die Täufergemeinde vom Priester Benedikt aus Bruneck betreut, jedoch bald darauf zerschlagen.

Die dauernde Verfolgung zwang die Taufgesinnten, in das Gebiet des Hochstifts Trient auszuweichen, von wo sie ins Fleimstal und sogar nach Venetien zogen. Dadurch ging das Auftreten der Wiedertäufer ab 1530 zunächst zurück. Erst Anfang 1537 traten die Verfechter der neuen Lehre wieder stärker in Erscheinung. Um diese Zeit wird von mehreren Versammlungen in der Nähe von Bozen berichtet. Das starke Wiederaufleben war eine Folge der Aktivität Onofrius Griesingers, der nach der Hinrichtung Hutters Vorsteher der Täufer in Tirol geworden war.



Glurns zur Zeit der Wiedertäufer. Im Hinter­grund der Tartscher Bühel, auf dem sich das Hochgericht befand

Mit Hans Mändl, der ihn 1548 ablöste, blühte das Täufertum von neuem auf. Er zog 1554 auch mährische Täufer nach Tirol herein, um die Missionstätigkeit zu intensivieren. Sie predigten besonders im Vinschgau. In Kortsch fanden sich zu einer Versammlung 50 Personen ein. Die Reaktion der Obrigkeit ließ nicht auf sich warten:

*Im gemeldeten 55. Jahr ist der Bruder Hans Pürchner von Saal (Saalen bei Bruneck) zu Kortsch im Etschland gefangen und von Schergen hingeführt gen Schlanders für den Pfleger, welcher ein grausamer Tyrann war und ihn nur wollt erstechen vor Grimmen.«*

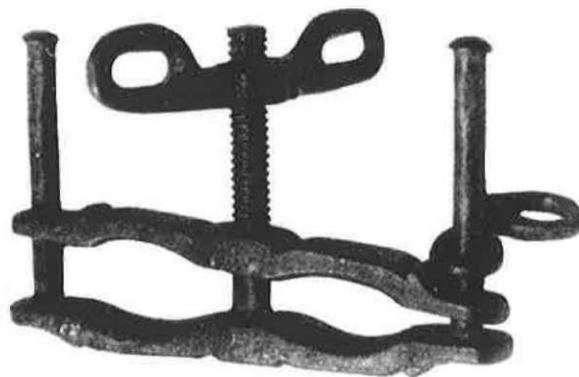
Ein hutterisches Lied beschreibt die grausame Folter und die Hinrichtung Pürchners:

*Sie haben ihn zerrissen,  
Daß er von ihm selbst nicht  
Hätt mögen auf die Füßen,  
Nur für sich geh'n ein Tritt,  
Noch mit den Händ' zum Munde  
Das Essen tragen konnte,  
Hätt gar kein Ruh noch Fried.*

*Mit beiden Füßen schlagen,  
Darin verschlossen war,  
Beraubt des Lichts der Tagen  
Mehr denn ein halbes Jahr.  
Gar härtiglich gefangen,  
Mit Geduld und großem Zwange,  
Verließ sich auf Gott zwar.*

*Groß Fleiß täten's anlegen,  
Brachten g'lehrt Leut' zu ihm,  
Ob sie ihn möchten bewegen,  
Bringen auf ihren Sinn.  
Edelleut', Mönch und Pfaffen  
Gaben ihm viel zu schaffen,  
Eh' man dann richtet ihn.*

*Die b'schorne Rott der Pfaffen,  
Mönch und aller Tand,  
Der ganz beschmierte Häufen  
Ward g'macht durch ihn zuschand.  
Er red' freudig ohn' Schrecken,  
Sein Leib wollt er darstrecken  
Durch Hilf des Herren Hand.*



Im Jahre 1560 versammelten sich im Gericht Schlanders ungefähr 1000 Wiedertäufer, von denen viele mit Kind und Kegel wegzogen. Das alles war das Ergebnis der erfolgreichen Arbeit Hans Mändls, der das Ende seiner Tätigkeit 1560 auf dem Scheiterhaufen im Gericht Sonnenburg sah. Trotz verstärkter Auswanderung wuchs die Zahl der Täufer weiter an. Im Vinschgau und im Etschland war die Anhängerschaft von 1592 — 1600 sehr zahlreich. Erst nach 1600 verschwindet das Täuferstum allmählich in diesen Gegenden. In den Quellen sind keine Angaben mehr darüber zu finden.

## 2. Eisacktal

In den ersten Jahren war neben Sterzing vor allem der südliche Teil um die Gerichte Klausen, Völs, Karneid und Ritten Hauptherd der täuferischen Tätigkeit. Ab 1532 traten dann die Gerichte Brixen und Rodeneck immer stärker in Erscheinung. Nach der Hinrichtung Blaurocks und Kürschners richteten sich die Blicke aller Taufgesinnten des Eisacktales hoffnungsvoll auf Jakob Huter. Er wirkte in erster Linie in den Gerichten Brixen, Rodeneck, Gufidaun und Klausen. Zu blühenden Feldern der neuen Lehre wurden durch Huters Tätigkeit besonders Lüssen und das Villnösser Tal. Im Eisacktal waren die kirchlichen Mißstände besonders groß und deshalb konnte das Täuferstum hier am stärksten Fuß fassen. Einen äußerst schlechten Ruf genoß zur Reformationszeit die Pfarre Sterzing. Sie war dem deutschen Orden einverleibt. Die jeweiligen Komture kümmerten sich jedoch wenig um die Pfarrangelegenheiten, sondern stellten meistens Ausländer und abtrünnige Mönche als Seelsorger an, die durch ihren schlechten Lebenswandel alles eher als erbaulich auf die Bevölkerung wirkten.



Schloß Summersberg, Sitz des Gerichts Gufidaun, das bei der Verfolgung von Wiedertäufern besonderen Eifer bewies. 19 Täufer wurden hier hingerichtet. Im Eisacktal wurden überdies laut Widmoser in Sterzing 30, in Brixen 16, in Klausen 7 und am Kuntersweg 8 Todesurteile vollstreckt

Daher war die Seelsorge völlig vernachlässigt. Kaum besser war es um die Pfarre Lüssen bestellt, wo noch bei der Visitation von 1577 über den traurigen Zustand derselben berichtet wird. Die Bevölkerung war von religiöser Gleichgültigkeit geprägt, der Pfarrer führte ein seines Standes unwürdiges Leben. Ein weiterer wichtiger Grund für die starke Verbreitung des Täufern im Eisacktal war der Bergbau. In den großen Bergwerken von Gossensaß, Pflersch, Sterzing und Klausen waren über 1000 Knappen beschäftigt. Sie zählten zur Reformationszeit zu den eifrigsten Neuerern und nahmen regen Anteil am religiösen Geschehen. Auch die über den Brenner ziehenden Kaufleute verbreiteten reformatorische Glaubensansichten.

### 3. Pustertal

Jakob Huter errichtete in seiner engeren Heimat, dem Gericht Michelsburg, eine gut organisierte Täufergemeinde. Die Versammlungen wurden besonders in den großen Wäldern und entlegenen Höfen am Getzenberg abgehalten und die Bevölkerung beteiligte sich in Massen an den Zusammenkünften. 1529 wurden die ersten Wiedertäufer im Pustertal hingerichtet, doch tat dies dem Glaubenseifer der Täufer keinen Abbruch. Lediglich die Auswanderung nach Mähren nahm zu.

Die von den ausgewanderten Täufern zurückgelassenen Güter wurden beschlagnahmt und fielen an die landesfürstliche Kammer. Meistens wurde davon die Versorgung der zurückgelassenen Kinder bestritten, die den Strapazen der Flucht nicht gewachsen waren. 1536 befahl König Ferdinand, das Vermögen nach Abzug der Gerichtskosten den gesetzlichen Erben zu übertragen. Sechs Jahre später wurde das Mandat erneut abgeändert und das Gut blieb bis zum Tod des Besitzers in der Verwaltung der Kammer.

Auch die Unterstützung der Wiedertäufer wurde hart bestraft. Für Lebensmittelverkauf gab es hohe Geldstrafen. Die Häuser, die Täufern Obdach gewährten, sollten abgerissen werden. 1532 wurde ein Mandat erlassen, das alle Sympathisanten mit Gefangenschaft und Folter bedrohte. 1533/34 schien es, als ob das Täufern im Pustertal endgültig unterdrückt wäre. Huter floh wegen der intensiven Nachstellungen nach Mähren. Nach seinem Tod begann zwar die Auflösung der Gemeinden im Pustertal, der Sektengeist blieb aber noch lange wach. Erst ab 1572 werden die Nachrichten über das Auftreten von Täufern immer seltener. Dies dürfte auf die gegenreformatorischen Maßnahmen nach dem Konzil von Trient zurückzuführen sein. Der Mißbrauch von Kirchengütern sollte eingestellt und alle Priester vor ihrer Anstellung auf ihre Eignung geprüft werden. Am 5. August 1591 erfolgte die letzte Hinrichtung eines Glaubensbruders im Pustertal:

*»In diesem 91. Jahr ist der Bruder Geörg Wenger, ein Schneider, ums Glaubens willen gericht wurden zu S. Lorenzen im Pustertal, nachdem er übers Jahr gelegen ... Als er über die 14 Tag auf dem Schloß Michaelsberg gelegen, habens ihn den 15. Tag Herbstmon gen Brixen geführt und daselbst im Turm an ein Ketten gelegt, in welchem Gemäuer viel Unziefers gewesen, auch sein ihm die Skorpionen beim Haupt und Bett an der Mauer umkrochen und ihm viel Grausen gemacht, daß er sein Haupt hat müssen verdecken ... Die Pfaffen zu Brixen haben ihn vielmals und ohn Zahl überloffen in dem Gefängnis und auch hinaus gefordert; der Vicari viermal, der Dumpropst zweimal, der Pfarrer ob die zehenmal, auch Münich, Pfaffen, Edelleut und andere haben ihn wöllen wiederum zur rechten Kirchen weisen. Er aber sprach, er habe die rechte Lehr, Glauben und Kirchen Christ nicht verlassen, sondern habs erst aus Gottes Gnaden erlangt; dabei wöll er bleiben ...*

*Darnach hat man ihn ausgeführt zur Richtstatt, daselbs der Pfarrer von Lorenzen erst noch heftig*

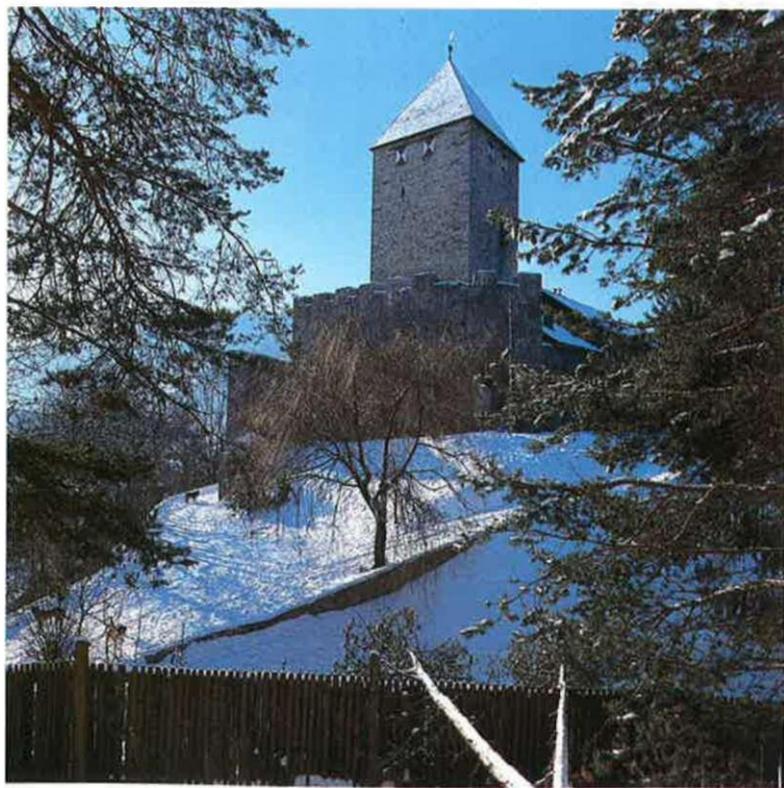
*an ihn gesetzt mit guten Worten, er soll abstehn, er wöll ihm helfen und geben, daß er sein Leben lang genug soll haben und er wöll Bürg für ihn sein am jüngsten Gericht, so er Unrecht dran tu. Aber der Bruder sprach: »Wenn ich das tät und Dich zu eim Bürgen annähm und führte darnach der Teufel den Bürgen am ersten hin, wo wollt ich meinen Bürgen oder Pfand suchen?« Also muß der Pfarrer zuschanden werden und ablassen.*

*Es war viel Volks vorhanden, etlich weineten; er aber sprach, sie sollten nicht über ihn weinen, sondern über sich selbs ... Is also enthaupt wurden ums Wort Gottes, ums Glaubens und um der göttlichen Wahrheit willen.«*

Insgesamt wurden im Pustertal laut Sinzinger 56 Todesurteile an Täufern vollstreckt, davon der weitaus größere Teil, nämlich 24, an Untertanen des Gerichtes Michelsburg, 13 in Schöneck, je 4 in Sonnenburg und Welsberg, je 3 in Taufers, Altrasen und Heunfels und 2 in Niedervintl.

## Das Ende des Täufern

Für das Verschwinden des Täufern in Tirol hat es mehrere Gründe gegeben. Die unerbittliche Verfolgung in der Heimat und die Vertreibung aus dem bevorzugten Flüchtlingsziel Mähren machte ein Weiterleben der Lehre nicht mehr möglich. Auch in der Hutterischen Gemeinde selbst war nicht mehr alles in bester Ordnung. Manche Vorsteher maßten sich besondere Vorrechte an, Eigennutz und Unverträglichkeit führten zu Auflösungserscheinungen. Außerdem war die katholische Kirche



Schloß Schöneck bei Pfalzen, die Geburtsstätte Oswalds von Wolkenstein. Hier wurde u. a. Jakob Huters Frau Katharina hingerichtet



Die Michelsburg bei Sankt Lorenzen, Sitz des gleichnamigen Gerichts, in dem 24 Täufer ihr Leben lassen mußten

durch das Trienter Konzil und das Wirken der Jesuiten wieder mehr imstande, der Bevölkerung religiöse Erfüllung zu geben.

Die täuferische Lehre enthielt neben religiösen auch sozialpolitische Forderungen, die für die damalige Zeit sehr modern waren. Dieses sozialpolitische Programm weist in die Zukunft und kann als geistiger Vorfahre der Ideen der sozialrevolutionären Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts bezeichnet werden.

Die große Zahl der Hinrichtungen (ungefähr 600, laut Kirchmair 1000) und die hohe Zahl der Ausgewanderten (schätzungsweise 6000!) rissen sicher empfindliche Lücken in die Gemeinden und Täler, doch lassen sich im 17. Jahrhundert keine Auswirkungen dieser Massenflucht feststellen. Das Täufertum hinterließ trotz seiner vielen Anhänger und der Sympathien in der Bevölkerung kaum Spuren in der Geschichte Tirols. Ihnen ging es um die reine Lehre des Evangeliums, sie versuchten nicht, Einfluß auf politische und soziale Entwicklungen zu nehmen. Durch ihre Absonderung und die Konzentration aller Kräfte auf den eigenen Lebens- und Glaubensbereich hatten sie offensichtlich keine gesellschaftliche Wirkung.

Ihre grausame Verfolgung aber ist ein eher verdrängtes Kapitel Tiroler Geschichte, das ins Bewußtsein jedes Einzelnen eingehen sollte.

## Literatur:

- Ammann, Hartmann: Die Wiedertäufer in Michelsburg im Pustertale und deren Urgichten, in: Programm des k.k. Gymnasiums zu Brixen 46 (1896), S. 3 — 52 und 47 (1897), S. 53 — 124
- Beck, Josef v.: Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Österreich-Ungarn in der Zeit von 1526 — 1785 (= Fontes Rerum Austriacarum, Abt. II, Bd. 43), Wien 1883
- Fischer, Hans: Jakob Huter: Leben, Frömmigkeit, Briefe (= Mennonite Historical Series, Bd. 4), Newton Kansas 1956
- Friedmann, Robert: Die Briefe der österreichischen Täufer, in: Archiv für Reformationsgeschichte 26 (1929), S. 30 — 80 und 161 — 187
- Derselbe und Mais, Adolf: Die Schriften der Huterischen Täufergemeinschaften. Gesamtkatalog ihrer Manuskriptbücher, ihrer Schreiber und ihrer Literatur 1529 — 1667 (= Denkschriften der österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse, Bd. 86), Wien 1965
- Gastaldi, Ugo: Storia dell'anabattismo, 2 volumi, Torino 1972 — 1981
- Giner, J. Chrysostomus: Die religiöse Lage im Bistum Brixen unter Fürstbischof und Kardinal Christoph von Madruzzo 1542 — 78. Theol. Diss. Rom 1956
- Goertz, Hans-Jürgen: Die Täufer. Geschichte und Deutung, München 1980
- Gross, Leonhard: Jakob Huter. Ein christlicher Kommunist, in: Radikale Reformatoren, biographische Skizzen von Thomas Müntzer bis Paracelsus, hrsg. von Hans Jürgen Goertz, München 1978, S. 137 — 145
- Hillerbrand, Hans: Bibliographie des Täufertums 1520 — 1630 (= Quellen zur Geschichte der Täufer, Bd. 10), Gütersloh 1962
- Holzach, Michael: Das vergessene Volk. Ein Jahr bei den deutschen Hutterern in Kanada, Hamburg 1980
- Köller, Gretl: Täufertum in Tirol, in: Michael Gaismair und seine Zeit, hrsg. von Christoph v. Hartungen und Günther Pallaver, Bozen Innsbruck 1983, S. 112 — 122
- Kolb, Franz: Die Wiedertäufer im Wipptal (= Schlernschriften 74), Innsbruck 1951
- Kripp, Johann: Ein Beitrag zur Geschichte der Wiedertäufer in Tirol, in: Programm des k.k. Staatsgymnasiums zu Innsbruck 8 (1857), S. 1 — 60
- Kuppelwieser, Karl: Die Wiedertäufer im Eisacktal, phil. Diss., Innsbruck 1949
- Loserth, Johann: Der Anabaptismus in Tirol von seinen Anfängen bis zum Tod Jakob Huters 1526 — 1536, aus den hinterlassenen Papieren des Hofrates Dr. Josef Ritter von Beck, in: Archiv für österreichische Geschichte 78 (1892), S. 407 — 604
- Derselbe: Der Anabaptismus in Tirol vom Jahr 1536 bis zu seinem Erlöschen, aus den hinterlassenen Papieren des Hofrates Dr. Josef Ritter von Beck, in: Archiv für österreichische Geschichte 79 (1893), S. 127 — 276
- Derselbe: Der Communismus der Mährischen Wiedertäufer im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zu ihrer Geschichte, Lehre und Verfassung, in: Archiv für österreichische Geschichte 81 (1895), S. 135 — 322
- Derselbe: Georg Blaurock und die Anfänge des Anabaptismus in Graubünden und Tirol. Aus dem Nachlaß des Hofrates Dr. Josef Beck, in: Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft 7 (1899), Heft 1 und 2
- Mecenseffy, Grete: Österreich Teil 1, 2 und 3 (= Quellen zur Geschichte der Täufer, Bd. 11, 13 und 14), Gütersloh 1964 — 1983
- Dieselbe: Ursprünge und Strömungen des Täufertums in Österreich, in: The origins and characteristics of Anabaptism. Proceedings of the Colloquium organized by the Faculty of Protestant Theology of Strasburg, 20 — 22 February 1975, edited by Marc Lienhard, The Hague 1977, S. 42 — 61
- Sinzinger, Katharina: Das Täufertum im Pustertal, phil. Diss., Innsbruck 1950
- Widmoser, Eduard: Das Tiroler Täufertum, in: Beiträge zur Geschichte Tirols, Innsbruck 1971, S. 229 — 258
- Wolkan, Rudolf: Geschichtsbuch der Huterischen Brüder, Wien 1923
- Wolny, Gregor: Die Wiedertäufer in Mähren, in: Archiv für österreichische Geschichte 5 (1850), S. 61 — 138
- Zani, Karl Franz: Ein Bericht über die Rückkehr enttäuschter Täufer in Niedervintl 1600, in: Der Schlern 56 (1982), S. 432 — 434

# Prober-Stein.

Oder

Schriftmäßige/ und auß dem wahren innerlichen

## Christenthumb

Hargenommene/ Gewissenhafte Prüfung

Des

# Täufferthums

In der Forcht des HERN HERN  
zu Allgemeiner Erbauung Abgefasset

Durch

GEORGIUM THORMANNUM,  
V. D. M.

1. Theil. 5. 21. Prüffet alles: das gute behaltet.

## BERN/

In Hoch-Obrigkeithlicher Druckerey/

Durch Andreas Hügens/ 1693.

Titelseite des 1693 erschienenen »Probersteins« von Georg Thormann, eines der ersten Bücher, das eine ernste Auseinandersetzung mit dem Täufertum versuchte, ohne die Glaubensbrüder zu diffamieren

Gerd Staffler

## Willst a Bildl obnehmen?

### Filmen bei den Hutterern

Was veranlaßt einen nicht unbedingt religiös denkenden Journalisten, der bei einer Fernsehanstalt in der Provinz als Mädchen für alles heute Sport, morgen Unfallchronik und übermorgen Lokalpolitik betreut, einem Thema nachzugehen, das fern jeder Tagesaktualität eher geeignet ist, Volkskundlern, Kirchenhistorikern und Sprachwissenschaftlern Stoff für tiefschürfende Studien zu geben, als in einer knappen Stunde am Fernsehschirm verbraten zu werden? Die Frage habe ich mir im Laufe der letzten Jahre, seit mich das Thema »Hutterer« bis in die Träume verfolgte, oft gestellt, aber nie beantworten können.

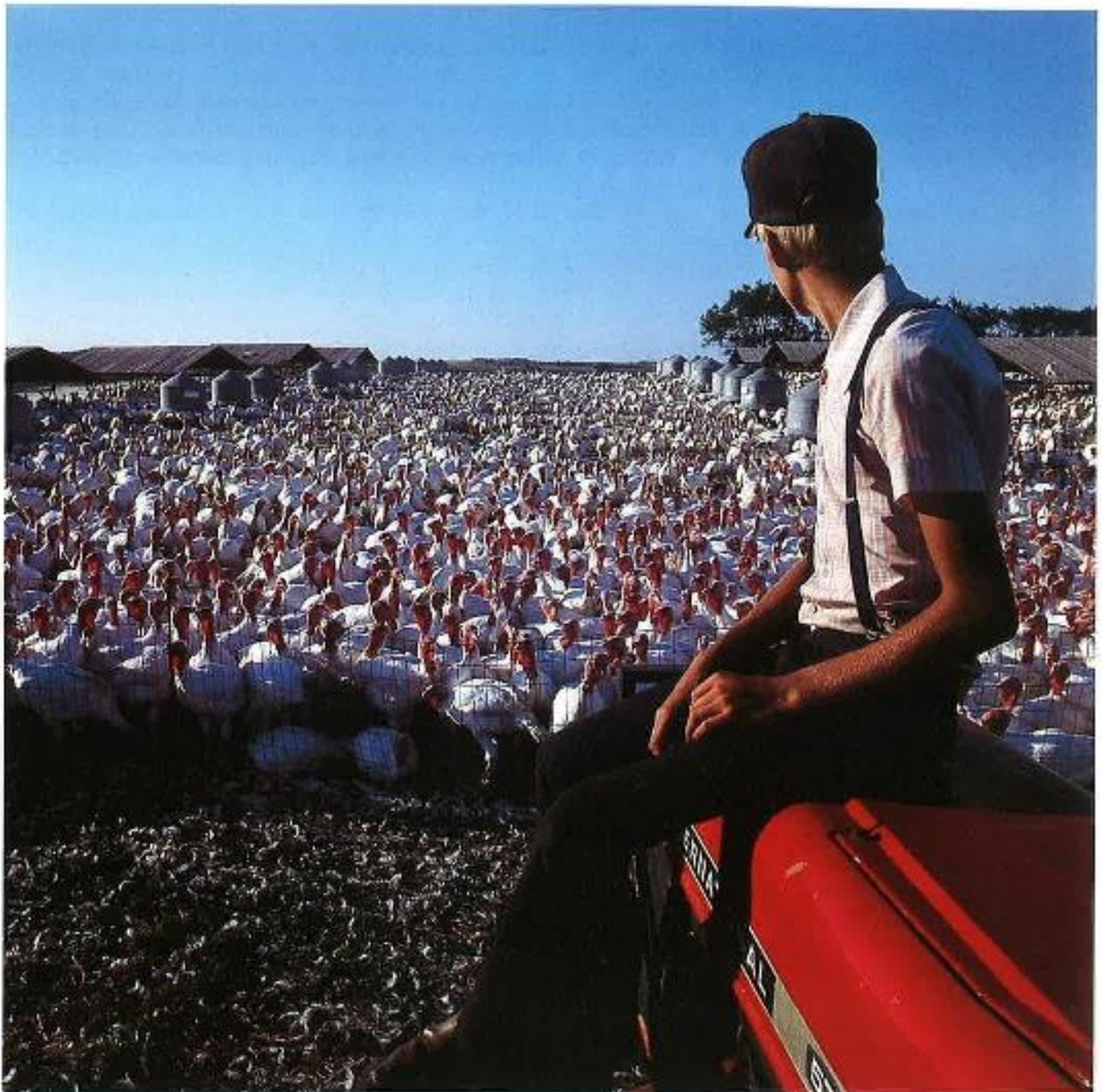
Mein Schulwissen war es nicht, das mir die frommen Täufer nähergebracht hätte. Da wurden sie ja auch nur mit ein bis zwei Sätzen als Spinner abgetan, die sich ihre gerechte Strafe am Scheiterhaufen selbst zuzuschreiben hatten.

Ins Bewußtsein drangen mir die Hutterer erst später, Mitte der 70er Jahre, in der Diskussion um die damals vom Kulturzentrum auf die Bühne gebrachten Bauernkriege. Es war wohl Claus Gatterer, der mir damals Denkanstöße lieferte, mit seiner beneidenswerten Fähigkeit, historische Ereignisse, welche die offizielle Geschichtsschreibung als aus dem Kontext gerissene unzusammenhängende Brocken präsentierte, miteinander auf einfache, höchst überzeugende Art in Verbindung zu bringen und Lücken im historischen Argumentationsbogen zu schließen. Plötzlich fügte sich Entstehung, Verfolgung und Vertreibung der Täufer ganz logisch ins Tirol des Umbruchs, anfangs des 16. Jahrhunderts ein. Sie waren mir irgendwie sympathisch geworden, diese radikalen Christen, die für ihre Überzeugung das Leben hingaben.

Mehrere Jahre vergingen, bis ich durch Zufall (Peter Tschetter würde sagen »Fügung«) durch einen Zeitungsbericht auf das Holzach-Buch »Das vergessene Volk« aufmerksam wurde. Meine sympathischen Hutterer fanden sich plötzlich in Kanada und in den USA wieder. Was mir im Holzach-Buch zu wenig berücksichtigt schien, war der historische Tirol-Bezug. Dem wollte ich nachgehen. Nur wie? Die Holzach-Beschreibung der medien- und fremdenfeindlichen Täufer war nicht gerade ermutigend. Er hatte Monate bei den Hutterern verbringen und ihr Vertrauen gewinnen müssen, ehe sie einen Photographen zuließen. Wie würden sie auf ein wildfremdes, mit Scheinwerfern, Tonbändern und all dem anderen verpönten Teufelskram ausgerüstetes Fernsehteam reagieren?

Und wieder kam der Zufall zu Hilfe.

Auf Einladung des Vereins für das Deutschtum im Ausland durften zwei Prediger der Hutterer im Herbst 1984 zu einer längeren Vortragsreise nach Europa. Eine Etappe führte auch nach Südtirol. Begleitet vom Bundesgeschäftsführer des VDA, Bernd Längin besuchten Jakob Groß aus Iberville (Kanada) und Peter Tschetter aus Pleasant Valley (South Dakota) das mutmaßliche Geburtshaus Jakob Hutters in der Fraktion Moos in St. Lorenzen bei Bruneck. Wir waren mit der Fernsehkamera bereits vor Ort, als die beiden Hutterer ankamen. Die Begegnung verlief herzlich. Bereitwillig gaben



Die Jugendlichen waren fürs Filmen und Fotografieren am ehesten zu begeistern

sie ein Interview. Anschließend lud uns die Familie Oberhammer, die den Hof bewirtschaftet (damals wußten wir noch nicht, daß es doch nicht das Geburtshaus Jakob Huters ist) auf ein »Glas« ein. Beide Hutterer ließen sich den Wein schmecken und als ich endlich mit meinem Anliegen herausrückte, ob es möglich wäre, einen Film bei ihnen zu drehen, war ich erstaunt über das Interesse, das sie diesem Projekt entgegenbrachten. An ihnen sollte es nicht scheitern. Sie mußten halt noch den »Ältesten« Elder Kleinsasser um Erlaubnis fragen.

Jetzt war der Weg frei. Zudem bot sich mit dem 25. Februar 1986, dem 450. Todestag Huters ein idealer Aufhänger an. Da ich von Jakob Groß erfahren hatte, daß ein ARD-Team bereits 1982 im kanadischen Iberville einen Film gedreht hatte, galt mein Hauptinteresse nun den Hutterern in Süddakota, wo sich 1874 die ersten aus Europa ausgewanderten Täufer niedergelassen hatten.

Nach kurzem Briefwechsel mit Peter Tschetter (er schrieb teils Sütterlin-Deutsch, soweit seine Bibel-Schrift-Kenntnisse reichten — sonst englisch) wurde als Drehtermin der Zeitraum Juli — August vereinbart. Unser vierköpfiges Team — Redakteur plus Kamera (Hermann Maria Gasser), Ton (Erwin Flor) und Licht (Achille Giovanelli) war Anfang Juli 1985 startklar, die Tickets bereits gebucht, da traf eine Woche vor dem Abflug ein kurzer, nur vier Zeilen langer Brief Peter Tschetters ein. »Ihr könnt jetzt nicht kommen, da einige unserer Brüder in Pleasant Valley unter Disziplinarstrafe stehen. Vielleicht ein andermal. Peter.«

Die bereits programmierte Abfahrt zu verschieben, schien mir unmöglich. Ich wollte es auch nicht glauben, daß Peter plötzlich kneifte.

Eine Woche später stand ich vor ihm in Pleasant Valley. Er lächelte, wir begrüßten uns, das Team wurde vorgestellt, wir sprachen eine halbe Stunde lang übers Wetter, die Ernte und seine Familie, ehe das Stichwort »Film« fiel. »Wenn du schon da bist, wirds wohl Gottes Wille sein, daß mr des mochn!« Die Arbeit konnte beginnen, freilich zu den Bedingungen eines ungeschriebenen Paktes, den wir bis zum Schluß respektierten.

Das »Bildl-Abnehmen« (Filmen) durfte nur mit dem Einverständnis der Betroffenen erfolgen. Am Anfang wollte keine Frau vor die Kamera, im Gebetshaus wollten die Erwachsenen bis zum Schluß nicht gestört werden und im gemeinsamen Eßraum war die Kamera nicht erwünscht, weil es sich um ein Provisorium im Keller handelte und der neue moderne Speisesaal noch nicht fertig war. Geduld und Einfühlungsvermögen waren vonnöten. Wir mußten uns zunächst langsam aneinander gewöhnen. Am unkompliziertesten war die Arbeit von Anfang an mit den Kindern. Im Laufe der Tage tauten sie dann alle auf, auch die zugeknöpftesten unter ihnen. Nach wenigen Wochen hatten wir, ob wir es zugeben wollten oder nicht, Unruhe gebracht in die »Arche im Meer der weltlichen Sünden«. Die anfängliche Zurückhaltung war weitgehend gewichen. In der nach außen zur Schau getragenen uniformen Einheit der Gemeinschaft entdeckten wir auf einmal ganz un-hutterische Eigenschaften wie Eifersucht, Eitelkeit, heimliche Gesetzesbrecher (Trinken, Rauchen u.a.m.). Kurzum, sie zeigten sich im Kontakt mit uns Außenstehenden zunehmend als ganz normale Menschen mit all den kleinen und großen Fehlern, die uns allen anhaften. Die vom Kollektiv geforderte Verdrängung dieser »Fehler« des Einzelnen war vorübergehend beurlaubt worden.

Jetzt dämmerte mir auch die Antwort auf die Frage, was mich eigentlich an den Hutterern und ihrem durch Jahrhunderte bewahrten Festhalten an Sprache, Überzeugung und Lebensform interessiert hatte. Es war wohl die Suche gewesen nach uns längst verlorengegangenen, unumstößlichen Fixpunkten im Leben. Die Hutterer haben sich ihr mittelalterliches Weltbild herübergerettet ins 20. Jahrhundert. Freilich um den Preis der totalen Isolation. Ein Preis, der uns zu hoch sein dürfte.



Hermann M. Gasser beim Filmen in Pleasant Valley. Das »Bild obnehmen« erforderte Geduld und Einfühlungsvermögen. Besonders die Frauen, die sogar beim Fotografieren die Hand vors Gesicht hielten, standen der Kamera mit großer Skepsis gegenüber. Beim Gebet und beim Essen durfte nicht gefilmt werden

Michael Holzach

## Honey Moon

### Hochzeit bei den Hutterern

Pauls Nichte Sarah, die Tochter seines ältesten Bruder Johannes, so flüstern sich die Frauen die erregende Neuigkeit zu, habe einen »Boyfränd«. Der junge Mann, Josef Gross soll er heißen, war im letzten Sommer aus der Nachbarprovinz Saskatchewan gekommen, um seine Tante zu besuchen. Aber das war nur der übliche Vorwand, unter dem alle heiratswilligen Hutterer auf Brautsuche gehen. Josef Gross kam eigentlich nur zum »Dianejogen«, zur »Mädchenjagd«.

Immer wenn so ein Freier in der Gemeinde aufkreuzt, dann treffen sich alle älteren Jugendlichen nach dem Abendbrot in einer hinteren, etwas abgelegenen Stube, eine seltene Gelegenheit, zwei Stunden mal unter sich zu sein — wenn auch jeder weiß, daß die Erwachsenen in Hörweite ganz bestimmt die Ohren spitzen, um Abendmahlausschreitungen von vornherein zu verhindern. Wie die Alten sitzen die Jugendlichen »in der Rund« und spielen mit naiver Hingabe »Ich siech, wos du nit siechst«. Wahrscheinlich hat sich Josef vor einem Jahr bei diesem Spielchen in die schlanke, schwarzhhaarige Sarah verguckt und sie sich in ihn. Er hat sie vor der Heimreise in seine 600 Meilen ferne Heimatkolonie »Kyle« wohl auch einmal in den Arm genommen, »a bissl gedrückt und gebußelt« mag er sie auch haben, aber mehr mit Sicherheit nicht. Ein bißchen drücken und küssen ist das absolut höchste der Gefühle, bevor Hutterer heiraten. Über ein langes Jahr hinweg haben sich beide sehnsuchtsvolle, aber artige Liebesbriefe geschrieben, auf englisch natürlich, weil sich »sweetheart«, »darling« und »never ending love« in deutscher Schrift nun mal schlecht machen.

Josef war gut beraten, als er Sarah zu ihrer Taufe letzte Ostern eine schöne, bunte Bonbonniere in Form eines roten Riesenherzens von seiner zusammengesparten Zehrung gekauft hatte. Der süße Liebesbeweis liegt nun wohlverwahrt in Sarahs »Kishte«, der einzigen Privatsphäre eines Hutterers. Jeder Kolonist bekommt so eine roh geschneiderte Kiste, wenn er mit 15 Jahren zu den »Leit« kommt, als Aufbewahrungsort für die wenigen persönlichen Dinge des täglichen Bedarfs, der »zeitlichen Notdurft«. Aber schon dadurch, daß alle Truhen abschließbar sind, die neueren Modelle gar mit Sicherheitsschloß, haben sie etwas Geheimnisvolles. Und es sind auch nicht nur Hosen, Hemden, Röcke oder Zahnpasta, die hier unter Verschuß gehalten werden. Oft verbergen die Holzkisten farbige Fotos des »Boyfränds« oder »Görlfränds« neben Rasierwasser, Lippenstiften, Nagellack und Parfüm der bevorzugten Marke »Evening in Paris« — dies alles kann, wenn überhaupt, nur zum Abendmahlskarneval benutzt werden. Mädchen hüten hier verbotene Büstenhalter und Jungen ihre heimlich gemachten Cowboystiefel oder ganz selten auch mal ein »Playmate of the Month«. Alles



was sonst verboten ist, im »Kischtl« darf es sein. Fragt man nach dem Grund für diese unerwartete Toleranz, so bekommt man die achselzuckende Antwort: »So is scho immer, so will's die Ordnung«. Die Altväter mögen wohl schon gewußt haben, daß auch ein Hutter-Herz aus »Flasch und Bluet« ist und seine verborgene Kammer zum Leben braucht.

Seitdem Sarah Josefs Herz in ihrer Kiste verschlossen hält, ist die Sache ernst, die Spatzen pfeifen es nun schon von den Dächern, daß die Hochzeit nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Zunächst muß aber noch das saftige Heu von den Wiesen geholt und in gepreßten 50pfundigen Ballen zu haushohen Quadern rund um den Kuh- und Schafstall gestapelt werden — als Futterreserve für den langen kanadischen Winter. 50.000 bis 60.000 »Bäls« (Ballen) bringt uns der erste Schnitt, ein gutes Ergebnis, das ich noch tagelang in den Armen spüre. Überhaupt verspricht dieses Jahr eine gute Ernte. Der Frühling brachte reichlichen Regen, so daß die noch grünen Getreidefelder, die sich auf den hügeligen Äckern im Winde wiegen, schwere und volle Ähren tragen. Auch in Pauls Garten stehen die Sonnenblumen in voller Blüte, der Mais schießt, die Kürbisse schwellen, und der Schullehrer hat allen Grund zur Hoffnung, daß selbst die Tomaten bis zu ihrer Reife noch genügend Sonne abbekommen werden.

Da nun das Heu gestapelt und auch im Garten außer Unkraut jäten nicht mehr viel zu tun ist, kann der Bräutigam kommen. An einem heißen Julinachmittag meldet das wütende Gekläff der Kolonieköter die Ankunft des hohen Gastes. Josef kommt mit Vater Johannes und seinen zwei ältesten Brüdern in einem großen Zwei-Tonner. Er ist ein kleiner, etwas untersetzter junger Mann, dessen Geheimratsecken im blonden Haar auf das reife Alter von 28 Jahren hinweisen. Hutterer heiraten gewöhnlich zwischen 20 und 25 Jahren, aber Josef hat sich ein bißchen Zeit beim »Dianejogen« gelassen. Womöglich war er auch ängstlich angesichts der anstrengenden Heiratsprozedur, denn Hutter-Hochzeiten sind alles andere als ein reines Vergnügen. Der Wunsch des Partners, eine Ehe einzugehen, ist bei dem komplizierten Verfahren gar nicht so ausschlaggebend. Ob geheiratet wird oder nicht, entscheiden, noch bevor die Eltern gefragt werden, die Gemeinderäte der Brautleute. Jeder getaufte Christ hat ja durch die Mitgliedschaft in der Gemeinde der Heiligen sein Verfügungsrecht über sich selbst verloren, »als einer, der nicht mehr er selbst ist, nicht mehr nach seinem Willen tun und handeln kann«, wie es in der Tauflehre, der »Einverleimung«, ausdrücklich heißt.

Josef muß also zunächst zu Sarahs Prediger zum »Anfragen«. In neu geschneiderter Sonntagstracht geht er mit seinem Vater zu Elias und stammelt in seinem besten Hochdeutsch sein »Huchzatspruchl«: »Mei liaba Bruder, i hab ein herzliches Verlangen in christlichen Ehestand zu treten und wollte dich gebeten hoben, du wüllest mir dabei behilflich sein, mit der Hilfe Gottes. Omen.« Der Prediger hat sich von seiner Holzbank erhoben. Er gibt Vater und Sohn die Hand und antwortet bedeutungsvoll: »Werds mit den Bridern ibrdenken.« Am nächsten Abend bleiben alle getauften Männer der Gemeinde nach dem Gebet im Schulhaus sitzen und beraten den Fall. Prediger Elias teilt dem Paar anschließend das Ergebnis mit: »Mir hams bstimmt, s'guet. Ihr kennt Huchzat holten die nächta Wuch«. Doch bevor in der nächsten Woche die Hochzeit steigen kann, muß der Bräutigam noch »aufreden«, also bei Sarahs Eltern um die Hand der Tochter anhalten — ein abendfüllender Handel mit beinahe orientalischem Hin und Her.

Fast die ganze Kolonie ist im Haus des Brautvaters versammelt. Die nächste Verwandtschaft und die älteren Bürger der Gemeinschaft sitzen in der kahlen Wohnstube auf Stühlen und Bänken, mit dem Rücken zur Wand. Das jüngere Volk drängelt sich nebenan nach den besten Plätzen in der Nähe der offenen Tür. Die Schulkinder drücken sich draußen an den Fenstern die Nasen platt.

Zuerst erhebt sich Josef, Schweißperlen auf der tiefen Stirn, und spricht zu den künftigen Schwiegereltern: »Johannes, Elisabeth — ich begehre die Sarah und will auf sie sorgen wie auf mei rechta Hond.«

Betretenes Schweigen. Schließlich antwortet der Brautvater:

»Josef, wast da begerst, ist was unaussprechlich Großes, s'ist mei Ättesta.«

Wieder folgt beklemmende Stille.

Vom Vater des Bräutigams kommt dann zögernd ein Einwurf: »Wos konnst mochen? Wos Gott ongfongen hot, dem solln mir Menschen nit im Weg steh.«

Selbstverständlich gehen die Eltern der Brautleute davon aus, daß Josef und Sarah allein durch göttliche Fügung zueinander gefunden haben, ohne daß »fleischlicher Wille, es sei gleich umb schöner Gestalt, Jugend oder was das Fleisch ansehen möcht«, dabei eine Rolle spielt. Das wäre wider die Ordnung, wie sie Peter Riedemann 1540 verfaßt hat, und natürlich auch gegen die Bibel, in der steht: »Höre, was ich dir sage ... die also die Ehe annehmen, daß sie Gott in ihrem Herzen nicht ansehen, sondern allein, daß sie des Leibes Mutwillen genug tun wie ein Maultier und Roß, ... ja über die hat der Teufel Gewalt« (Tobias 6, 16 — 17).

Das ideale Vorbild der hutterischen Altvordern ist der alttestamentarische Abraham, der ins fremde Land zog, um die Sara zu heiraten, ohne sie je zuvor gesehen zu haben. So war es auch bei den Hutterern noch bis vor 100 Jahren in Rußland üblich, daß ein junger Mann, der eine Frau suchte, in eine andere Kolonie ziehen mußte, um dort dem Prediger seine allgemeine Bereitschaft zum Heiraten auszudrücken. Der notierte sich dann Namen und Anschrift des Aspiranten, und an einem bestimmten Tag im Frühling oder Herbst mußte er wiederkommen. Zusammen mit anderen heiratswilligen Hutterern der Gegend stellte das Gemeindeoberhaupt ihn dann während eines Gottesdienstes allen ledigen Frauen der Kolonie vor. Die meisten Ehekandidaten sahen sich hier zum ersten Mal. Die »Mannsleit« trafen ihre Wahl, aber die auserwählten Jungfrauen hatten das Recht, abzulehnen. »Wenn man einer Schwester oder Bruder anträgt, und sie etwa kein Gaab zu ihm hat, weil sie auch die Freiheit haben, daß man sie nicht treibt über ihren Willen«, heißt es in der alten Ordnung. Doch wer einen Heiratsantrag einmal ablehnte, bekam frühestens in einem halben Jahr, beim nächsten Hochzeitstermin, eine neue Chance. Dieses Reglement mußten die Hutterer vor etwa 150 Jahren in Rußland unter dem Druck der weltlichen Behörden aufgeben, denen schon damals diese Heiratspraxis zu rigide erschien.

Aber trotz allem beharren die gottesfürchtigen Kolonisten auf dem Anspruch, daß bei ihren Ehen Augenlust und Fleischeslust nicht über Gebühr im Spiele sei. Wer heiraten will, sollte nicht sein Fleisch fragen, sondern die Gemeinschaft, die durch den Prediger im Auftrage des Höchsten die Ehe stiftet. Und weil »was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden soll« (Matthäus 19, 6), ist Scheidung bei den Hutterern nicht möglich.

Genau auf dieses Bibelzitat spielt auch der Vater des Bräutigams an, als er beim »Aufreden« erklärt: »Wos Gott ongfongen hot, dem solln mir Menschen nit im Weg steh.«

Das Argument hat Gewicht. Sich den göttlichen Werken entgegenzustellen wäre Sünde. Aber der Brautvater Johannes gibt sich noch nicht geschlagen in diesem Handel. Er macht ein überraschendes Kompromißangebot, indem er seinen zukünftigen Schwiegersohn fragt, ob er sich mit der Hochzeit noch ein Jahr gedulden könne. Der Grund: Als älteste Tochter ist Sarah auch eine große Hilfe im Haushalt, beim Putzen, Kleidernähen und Wäschewaschen. Mutter Elisabeth würde nur sehr ungern auf ihre Große verzichten. »Mir kenn die Sarah noch so guet a bissela brauchen im Haus, bei die zwelf Kindr«, sagt der Brautvater.

Dieser »Kompromiß« muß dem armen Josef wie eine Abfuhr erscheinen. Er sucht Halt an der Stuhllehne, umklammert sie mit beiden Händen und blickt verstört hinab auf seine Sarah, die sich hinter einem naßgeweinten Taschentuch verkrochen hat.

Vater Johannes versucht ein bißchen zu trösten: »Wos is scho an Jahr? Geht doch vorbei wie nix! Wachst Montig auf und scho is Samstag.« Der biblische Josef habe, wie die Heilige Schrift berichtet, sogar sieben Jahre gewartet auf seine Rachel — was sei dagegen schon ein einziges Jahr? Für Bräutigam Josef eine Ewigkeit! Er hat ein ganzes Jahr auf diesen Tag gewartet, er hat seine Zehrung zusammengekratzt für das rote Schokoladenherz, er hat Liebesbriefe geschrieben und sicher manche Nacht von seiner Sarah geträumt, wenn er überhaupt schlafen konnte. Nun also soll er heimfahren mit leeren Händen und noch einmal einen ewigen Sommer, Herbst, Winter und Frühling ausharren, bis das Heu endlich gemacht ist? Das ist wohl selbst für einen gelassenen Hutterer zuviel.

Josef Gross wischt sich die Handflächen an den Oberschenkeln trocken und holt tief Luft für einen letzten Versuch: »Liaba Johannes«, sagt er kreidebleich und faltet die Hände, »ich bitt dich sehr, geb se mir doch!«



Hutterer-Hochzeit in der Kolonie Spring  
Creek bei Lewistown in Montana

Dieser ehrlichen Direktheit kann sich niemand verschließen. Die Rührung ist allgemein, und selbst die Augen des strengen Johannes werden feucht. Er fragt jetzt seinen zukünftigen Schwiegersohn überflüssigerweise, ob er auch alles gut überdacht habe, ob er mit sich ins Gericht gegangen sei und Gott angerufen habe um Hilfe und Beistand für die schweren Aufgaben, die vor ihm liegen. Josef nickt. Er bestätigt auch, daß ihm alle einschlägigen Bibelstellen wohlbekannt seien, besonders Korinther 7, wo es heißt: »Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Aber um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigen Weib, und eine jegliche habe ihren eigenen Mann.« Auch die Thessaloniker kann Josef in- und auswendig: »Denn das ist der Wille Gottes, daß ihr meidet die Hu-

rerei. Und ein jeglicher unter euch wisse sein Gefäß zu behalten in Heiligung und Ehren, nicht in der Brunst der Lust wie die Heiden, die von Gott nichts wissen« (1. Thessaloniker 4, 3 — 5). Josef kennt diese Texte aus dem Effeß.

Für einen hutterischen Christen ist die Ehe ein notwendiges Übel, und ich frage mich wirklich, wie der arme Kerl mit all diesem Bibelballast fertig werden wird, wenn er in ein paar Tagen die ersten Nacht zusammen mit seiner Sarah verbringt. Wie tiefgreifend gestört muß das Verhältnis zur Sexualität (fast ein obszönes Wort in diesem Kreis), zu seinem Körper und zu dem seiner zukünftigen Frau sein, hören wir doch bei der Lehr und beim Gebet immer wieder den Satz: »Unser Körper ist böß, tückisch und lüstig — er ist unser ärgster Feind.« Wäre ich an Josefs Stelle, ich würde auf der Stelle sterben neben der großen, schlanken Sarah, deren dicke, pechschwarze Haare, verborgen unter »Mitz« und »Tiechl«, vermutlich bis an die Kniekehlen reichen. Ich frag mich, wie sollen die beiden den biblischen Auftrag »Seid fruchtbar und mehret euch« (1. Moses, 1, 22) in Gottes Namen gerecht werden, bei soviel Lustfeindlichkeit und Körperverachtung?

Weil die Hutterer für jede Lebenslage eine Ordnung haben, ist auch dieses Problem geregelt. Der Altprediger Ulrich Stadler aus Brixen in Tirol schreibt 1536 in seinem »schöntröstlich Sendbrief von der Erbsünd und andern nützlichen Sachen«: »Wenn der Mensch bliebe rain und guet, wie er von Gott erschaffen ist, so were auch die Besamung one Lust und böße Begürd abgangen. Nun aber ist es nit also. Gott aber siehet durch die Finger umb unsers zerstörlichen Leibs willen im ehelichen Werk, auch umb der Kinder willen, und rechnet es denen (so ihn fürchten und mit Zucht handeln) nit zue.« So bleibt Sarah und Josef also doch ein kleines, enges Hintertürchen offen, für eine Ehe mit vielen Wenn und Aber.

Der Brautvater Johannes hat dem armen »Aufredner« heute abend nichts geschenkt. Zwei Stunden lang hielt er ihn hin, in diesem Scheinhandel, von dem eigentlich schon von vornherein feststand, wie er ausgehen würde, denn ganz sicher hatte Sarah schon vorher mit Vater und Mutter über ihre Heiratswünsche gesprochen. Ohne die Zustimmung der Eltern hätte sie Josef bestimmt nicht kommen lassen. Aber dennoch gehört zur Ordnung, es dem Freier nicht leicht zu machen, damit er auch spürt, um welche »kostbare Sach« es hier geht.

Endlich fragt Johannes dann seine Tochter: »Willst den Josef?« Es dauert ein kurzes Zögern, bis die Angesprochene hinter dem Tränentuch kleinlaut ihr erstes und einziges Wort an diesem Abend von sich gibt: »Jo«, klingt es fast schuldbewußt. Nachdem wir noch eine Weile in huttrischer Manier geschwiegen haben, blickt Johannes zu seinem zukünftigen Schwiegersohn und spricht: »Also dann in Gottes Namen — nehm se.« Ein Aufatmen geht durch die Räume. Die Sache ist perfekt! Nun bekommt jeder Schnaps von Josef und Sarah gereicht, wir trinken alle aus dem gleichen Becher, und alle wünschen wir »guts Zusammenhausen«.

Da die eigentliche Hochzeit, das »Zusammengeben«, immer in der Gemeinde des Mannes stattfindet, kann der Prediger hier das Paar nur verloben, »zusammenstellen«. In einem nur halbstündigen Gottesdienst am Mittwochmorgen wettert der Diener des Wortes kurz und bündig gegen die vielgeschmähte Hurerei und Fleischeslust. Dem Bräutigam schreibt er zur Warnung den ersten Korinther 7, 29 ins Stammbuch: »die da Weiber haben, daß sie seien, als hätten sie keine«. Nach der puritanischen Paukpredigt bittet er ihn mit seiner Braut vor das Katheder und sagt: »Es haben die Brüder verstanden, daß eins das andere als ein Gab von Gott gutwillig annehmen wölle. Weilen aber noch nichts beschlossen oder einer des andern nicht gehört hat, so frag ich dich, mein Bruder, am ersten: Begehrt du die Schwester unbeschwert und gutwillig anzunehmen, so sag es, daß sie es hört.« Josef, diesmal ohne Zögern, sagt: »Jo!« Dann wieder der Prediger: »Nachdem der Ehestand mit viel Kum-

mer gemüsch ist, es ist ja nicht alle Tag Freud, sondern auch Leid, und weilen die Weiber mit allerlei Blödigkeit beladen seien, so frag ich dich, begehrt du auch die Sarah in Lieb und Leid nimmer zu verlassen, bis daß der Herr euch scheidet? So dir es nicht zu schwer ist, so magst bejahren.« Und wieder kommt ein entschlossenes »Jo!« Auch Sarah wird vom Prediger gefragt, ob sie den Josef »unbeschwert und gutwillig«, also ohne äußeren Zwang, anzunehmen bereit ist, was auch sie wieder unter Tränen »bejot«. Nachdem sich Sarah wie auch ihr Josef damit einverstanden erklärt haben, »fromme gehorsame Eheleut« zu sein, spendet der Prediger dem Paar seinen Verlobungssegen, und dann können wir »Hulba« feiern.

Aber der Wiedertäufer-Polterabend ist ein wahres Trauerspiel und enttäuscht mich maßlos. Stundenlang sitzen wir im Speisesaal und singen ein schwermütiges Lied nach dem anderen:

*»Wenn du willst etwas lieben / Und damit Freude han / So lieb nur Gott den Vater / Den wahren Bräutigam.«*

Die Männer sitzen links, die Frauen rechts, und nur Josef und Sarah hocken versteinert nebeneinander auf einer Holzbank und halten schwitzige Händchen. In den kurzen Gesangspausen bekommt jeder einen Kaffeebecher voller Erdnüsse, die der Hauswirt persönlich jedem aus einem großen Jutesack in die Hand schüttet. Auf dem Hulba-Höhepunkt wird jedem eine Flasche »Lethbrigde Pilsner« auf den Tisch gestellt. Die Kinder trinken Cola.

Früher in Rußland legte der Prediger während der Feier einen Pferdeschädel vor die Brautleute, um ihnen die Vergänglichkeit allen Fleisches drastisch vor Augen zu führen. »Alles Fleisch ist Gras, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde«, schreibt Jesaia 40,6. Im Zeitalter des Automobils bleibt den Hochzeitem diese Zeremonie zum Glück erspart. Geblieben sind die traurigen Lieder.

*»Denket doch ihr Menschenkinder / An den letzten Todestag / Denket doch ihr frechen Sünder / An den letzten Stundenschlag: / Heute sind wir frisch und stark / Morgen füllen wir den Sarg / Und die Ehre, die wir haben / Wird zugleich mit uns begraben.«*

Schlag elf erheben sich die Gerichtsbrüder, und der Prediger wünscht allen eine gute Nacht. Doch nicht jeder geht gleich ins Bett. Die unverheirateten und ungetauften Jugendlichen ziehen mit dem Brautpaar in das abgelegene Zimmer, in dem sich Sarah und Josef vor einem Jahr beim »Ich-seh-was-was-du-nicht-siehst« zum erstenmal begegneten. Aber nun sitzen sich die beiden nicht mehr wie damals scheu gegenüber, sondern so dicht Seite an Seite, als brauche einer den anderen zum Atmen. Ihre Gesichtszüge wirken gelöster, weniger verkrampt, seitdem die strengen Alten nicht mehr anwesend sind. Sarah lacht sogar, und ich sehe zum erstenmal seit Tagen ihre schönen blanken Zähne. Zu Füßen der frisch Verlobten hockt die junge Gesellschaft. Mädchen und Jungen bunt durcheinander. Alle Augen kleben am Paar des Tages, alle sehen sich satt am ausgestellten Glück.

Da zaubern Andreas und Georg ihre Mundharmonikas aus den Hosentaschen, und im Handumdrehen bin ich plötzlich mitten im Wilden Westen:

*»Hey, get down the fiddle  
and get down the bow,  
kick off the shoes  
and throw them on the floor,  
dance in the kitchen  
till the morning light —  
Colorado Saturday night.«*

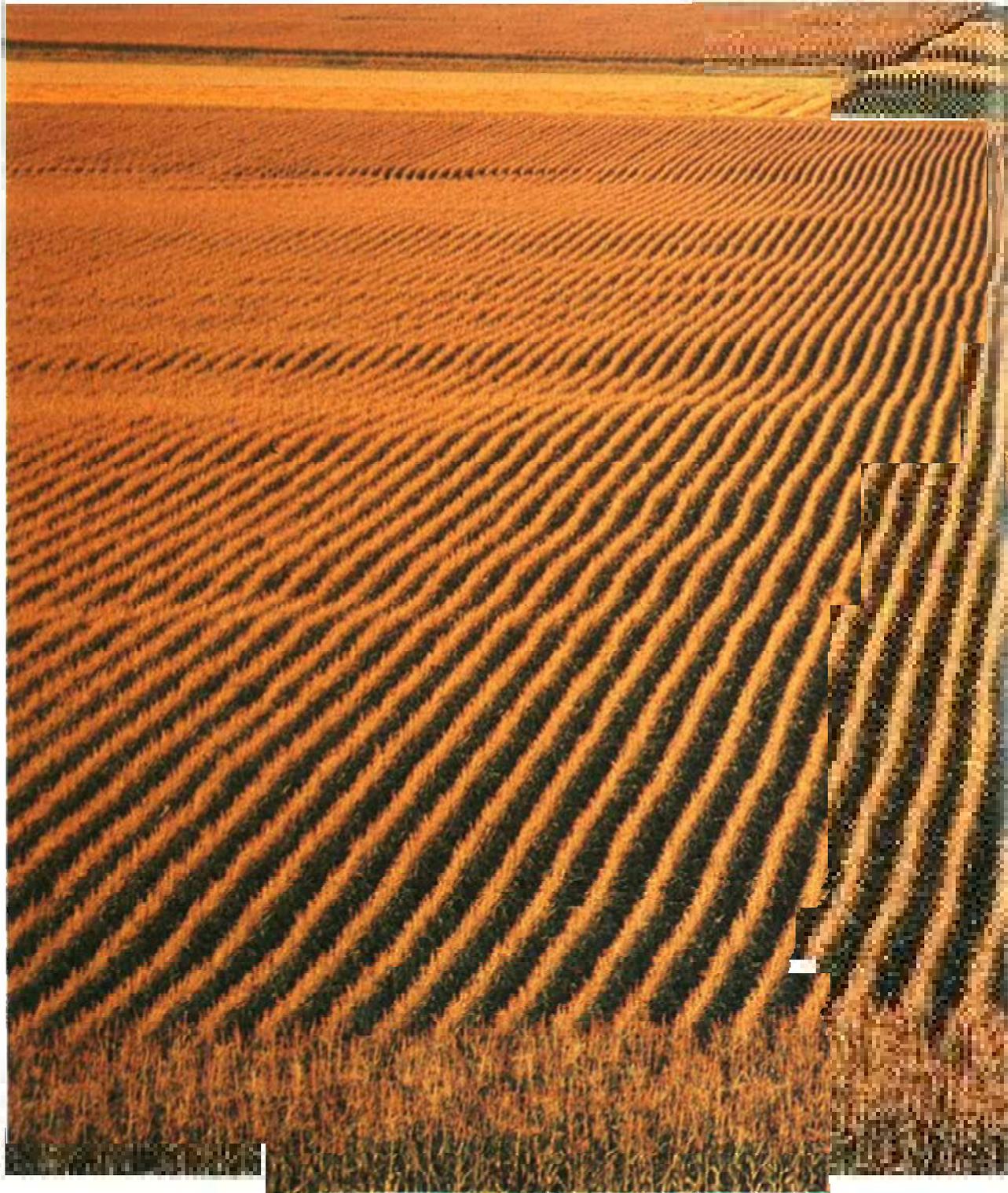
Im Takt des »hopsigen« Country-Sounds klatschen wir in die Hände, stampfen mit den Füßen, schütteln die Spannung der letzten Tage aus uns. Das Repertoire an »Fleischesliedern« scheint unerschöpflich, Johnny Cash (»Buffalo Baby«) und Tanja Tucker (»Texas when I die« ist in aller Munde) — weiß der liebe Himmel, wo die Jugendlichen das alles aufgeschnappt haben. Gibt es auch in Watterton versteckte Radios?

Kurz vor Mitternacht geht plötzlich die Tür auf und Heinrich, Samuel und Andreas, die drei Schweinöter aus der Wilson-Kolonie, werden wie Helden begrüßt. Sie haben sich nach Einbruch der Dunkelheit klammheimlich aus ihrer Arche gestohlen und sind mit dem geliehenen Kombi eines Nachbarn die 80 Meilen zu uns herübergefahren. Auch wenn dafür sicher wieder ein paar »Deutsche« fällig sind, so eine Hinterstübchen-Hulba lohnt sich ebenso wie schon vor ein paar Wochen die ausschweifende Abendmahl-Orgie. Aber im Unterschied zu dem Küchenspektakel damals, nimmt heute das Nachtprogramm der huttrischen Jugend einen viel ruhigeren Verlauf. Ohne Alkohol im Überfluß ist man einfach nur vergnügt, freut sich über ein paar Stunden ohne Erwachsene, bis gegen ein Uhr morgens der Weinsedel Johannes mit der Taschenlampe hinterm Fenster erscheint und uns energisch ins Bett schickt: »Geht's ham jetzt«, ruft er, »und findets jedr enkra eigens Nest!« Gehorsam gehen wir in unsere Betten, jeder in seins, auch das Verlobungspaar wird bis zur Hochzeit am nächsten Sonntag in getrennten Nestern schlafen müssen.

Das große Ehebett liegt schon fest verschnürt auf dem Lastwagen des Bräutigams, zusammen mit der übrigen Mitgift, die nach der guten alten Ordnung die Kolonie der Braut zu stellen hat: »8 Yard Bettzeug, 10 Yard wullene Ibrdeckn, 2 Tassen, 2 Untertassen, 2 Töpf, 2 Messr, 2 Gobl, 2 Lefel, 1 Schare, 1 Nähmaschin, 32 Pfund Federn.« Dazu kommt noch eine neue Bibel, ein großes Gesangbuch und die »Rechenschaft« von Peter Riedemann. In Josefs Gemeinde, oben im Norden Saskatchewan, ist ein Zimmer neben der Wohnung von Sarahs Schwiegereltern schon hergerichtet mit einer neuen Wanduhr, einer Kommode, einem Tisch, zwei Stühlen und einem Fußschemel. Zählt man dann noch die beiden »Kischtn« von Josef und Sarah hinzu, in denen sie ihre persönliche Habe hüten, dann ist die Inneneinrichtung der Brautleute komplett.

Am nächsten Morgen rüstet sich die Hochzeitsgesellschaft in aller Frühe für die 600 Meilen weite Reise zur Kolonie des Bräutigams. Sarah wird sich in der neuen Arche schnell zurechtfinden, denn wie hier wird auch in der Kyle-Gemeinde fleißig gebetet, hastig gegessen und früh ins Bett gegangen. Sarah hat auch dort ihren Gemeinschaftsdienst zu erfüllen, alle sechs Wochen »Kuchwuch« und »Melchwuch«, alle drei Wochen »Backwuch«, sie wird im Laufe der Jahre ein Dutzend Kinder bekommen, wie ihre Mutter Elisabeth, die dann zu jeder Geburt den langen Weg mit dem Kolonie-Lastwagen heraufkommt, um ihrer Tochter einen Monat lang zur Hand zu gehen. Arbeiten, beten, essen, schlafen — der Rhythmus ist überall der gleiche, wo Hutterer sind. Es kann also nicht lange dauern, bis Sarah sich bei ihrem Josef wie zu Hause fühlen wird.

»Im Hiemel«, sagt der Prediger noch schnell, bevor Abschiedswehmut aufkommt, »im Hiemel sein mir olle wieder zamm.« Dann rollt der Lastwagen langsam durch die Ausfahrt und verschwindet hinter dem Hügel.





Hutterer-  
Land

## Seliges Sterben bei Brot und Kaffee

Das Wichtigste, was ich bei den Hutterern lerne, sind nicht handwerkliche Fertigkeiten, sondern etwas ganz anderes, viel Wesentlicheres: die Fähigkeit, mit dem Tod zu leben. Denn der Tod ist kein Tabu in den Kolonien. Er ist allgegenwärtig und immer im Gespräch. Die kleinen Kinder besingen ihn, noch ehe sie richtig laufen gelernt haben, die alten Leute reden über Freund Hein, als sei er ein Bruder. Das Sterben gilt hier als Lebensziel der Menschen, als Ende einer beschwerlichen Pilgerfahrt und als ein neuer Anfang. Erlöst vom Jammer des irdischen Daseins, glauben die Brüder und Schwestern eines Tages frei zu sein für eine neue himmlische Existenz, die für sie das »wahre Sein« darstellt, weil es ein »reingeistliches« Leben ist, ohne die »Unflat des Körpers«, die »Anfeindungen des Fleisches«. Was für Wonnen und Freuden den Auserwählten, und nur ihnen, im Himmel blühen, übersteigt jede menschliche Vorstellungskraft. Dennoch beschreiben die alten Texte der Hutterer das jenseitige Leben in plastischen Bildern, die sich aus Bibelzitat und mittelalterlichen Erlösungsphantasien zusammensetzen.

In dem »Artikelbuch von Tod und Leben«, einer Schrift aus dem späten 16. Jahrhundert, heißt es im Kapitel »Über die himmlischen Freuden aller Frommen:

*Von der Herrlichkeit des Himmels ist den Menschen zu reden so, als wenn ein Blindgeborener von mancherlei schönen Blumen redet, deren er noch nie keine gesehen hat. Denn es ist im Himmel ein Ort und Wohnung gottseliger und heiliger Menschen. Ja daselbst ist die allergoldigste und die unaussprechliche und unermessliche Freud die in Ewigkeit währet. O wie herrlich ist das himmlische Jerusalem, deren Thron sein aus edlen köstlichen Gestein, aus Smaragd und Saphir, so hell als ein durchscheinendes Glas, und auf ihren Gassen singt man von früh bis spat das Halleluja. O wie ist da so ein herrliches Himmelreich, darinnen sich freuen mit dem Herren alle Heiligen Gottes, angethan mit reiner weißer Seide. Und da wird keine Nacht mehr sein und auch die Sonn wird keiner mehr bedoerfen, denn der Herr wird selber ihr Licht sein. Auch werden die Gerechten selbst leuchten und scheinen in des Vaters Reich. Es wird sie auch nicht mehr hungern und dürsten, denn der Tod wird nicht mehr sein, auch weder weinen noch schmerzen, sondern nur Halleluja an allen Orten und Freude über Freude.*

*Es ist daselbst eine unaussprechliche Lust, die aus mancherlei Dingen kommt. Erstlich inwendig aus reinem Herzen und auswendig aus dem glorifizierten Leib und um und aus dem schönen, neuen Himmel und aller zierlichen Geschöpfe Gottes. Daraus kommt das allerlustigste Frohlocken. Daselbst ist alles, was einer nur begehrt und ist nichts Widerwärtiges, sondern es ist in allen Dingen eine genugsame Zufriedenheit und herzliches Vergnügen und große Wonne und sichere Ruhe und vollkommenes Leben.«*

Bei solchen Zukunftsaussichten haben die Freunde und Verwandten des Schreiners Josef Tschetter aus der Riverside-Kolonie, keine dreißig Meilen von Waterton entfernt, allen Grund zum Feiern, denn der 87jährige hat endlich, nach langer Krankheit, das Zeitliche gesegnet. Wie der Blitz spricht sich die frohe Botschaft vom Tod des Alten in den Gemeinden herum. In Waterton klingelt das Tele-

fon gegen halb acht, während wir uns gerade beim alten Elias mit einer schönen Märtyrerballade den Abend vertreiben. Der Wirt greift zum Hörer und meldet sich wie üblich mit einem kurzen »Jo«. Nach etwa zwei Minuten wiederholt er dieses immer etwas mürrisch klingende »Jo« und legt wieder auf. Während er zu seinem Stammplatz auf der Bank zwischen seinen sechs Söhnen zurückkehrt, sagt er knapp: »Dr Josefvettr von Riverseid is storbn.«

Die Frauen in der Nähe des Ofens schauen sich mit großen Augen an und reden so aufgeregt, ja fast euphorisch aufeinander ein, als sei da in Riverside keiner gestorben, sondern als hätte eine Schwester Vierlinge zur Welt gebracht. Kühler reagieren die Männer auf die Nachricht, mit nüchternem »Jo« und schicksalsergebenem »So geht's«. Was aber nicht heißt, daß sie vom Tod des Schreiners aus der Nachbarkolonie weniger betroffen sind. Elias zum Beispiel war mit Josef seit den Tagen des Fortgangs aus den Vereinigten Staaten, im Anschluß an den ersten Weltkrieg, sehr eng befreundet, doch lenken er und die anderen Mannsleut sich jetzt erst einmal mit Organisatorischem ab. Es werden die Personen bestimmt, die morgen mit auf die »Leicht«, die hutterische Beerdigung, reisen werden. Dabei haben Verwandte und enge Freunde natürlich Vorrang. Da aber praktisch jeder mit jedem familiär verbunden ist, reist tags darauf gut die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung Watertons in zwei überfüllten Kleinbussen zur Brudergemeinde Riverside. Der Kuhstallbau wird unterbrochen, Arztbesuche verschoben, die deutsche Schule fällt aus. Für eine »Leicht« lassen die Hutterer alles stehen und liegen, da fährt man auch, wenn es sein muß, 600 Meilen, um Anteil zu nehmen am irdischen Abschied eines Bruders oder einer Schwester.

In der Riverside-Gemeinde stauen sich die Autos bis zur Kolonieeinfahrt, so daß wir unseren Wagen am Rand des vorbeiführenden Feldwegs parken müssen. Ich sehe Nummernschilder aus Saskatchewan, Montana und Washington, »von ibroll her«, wie mir Elias stolz erklärt. Aus dem Haus des Verstorbenen schallt uns schon von weitem greller Gesang entgegen. Die Fensterscheiben des Gebäudes sind von innen beschlagen. Schemenhaft erkenne ich nur viele gepunktete Kopftücher. Elias öffnet die Tür, eine dunkle, dampfende Menschenmenge empfängt uns. Dicht gedrängt sitzen ein-bis zweihundert Hutterer mit erhitzten, schweißnassen Gesichtern um die Bahre des Toten, erregt von der Bedeutung des Ereignisses. Ich spüre Beklemmung, bekomme Platzangst. Schriller und leidenschaftlicher als sonst singen die Gemeinschaftler die Verse des Vorsprechers nach, und selbst die Männer quälen sich mit hoher Kopfstimme durch die langen Klagelieder:

*Alle Menschen müssen sterben / Alles Fleisch vergeht wie Heu / Was da lebt, das muß verderben, / Soll es anders werden neu / Dieser Leib, der muß verwesen, / Wenn er ewig soll genesen / In der großen Herrlichkeit, / Die den Frommen ist bereit.*

Es dauert eine Weile, bis wir in diesem Gedränge einen Platz gefunden haben. Elias spürt meine Unsicherheit und nimmt mich väterlich bei der Hand. Vorn auf der ersten Bank direkt vor der Bahre machen die Männer uns Platz, indem sie noch enger zusammenrücken. Meine Hände zittern vor Aufregung. Ich sitze so nahe am toten Schreiner, daß ich meine, ihn zu riechen. Seine hohlen Augen sind so fest geschlossen, als seien sie zugeklebt. Die Winkel seines schmalen, bläulichen Mundes fallen tief und ernst. Stirn, Wangen und die vorspringende Nase glänzen gelblich. Hier wurde nichts gepudert oder mit Rouge getönt, hier liegt eine blasse Leiche, und niemand scheut sich, dem ungeschminkten Tod ins Antlitz zu sehen. Nur die Haltung der Arme hat man etwas präpariert, indem die Hände über dem Bauch mit einem kleinen weißen Taschentuch zusammengebunden und die Ellenbogen auf zwei Rollen Toilettenpapier abgestützt sind. Falsche Pietät ist hier nirgendwo zu finden. Josef trägt ein schlichtes, weißes Hemd, das »Leichengfat«, und schwarze Sonntagshosen. Jeder

altersschwache Hutterer hat sein Sterbegewand vorsorglich in seiner Kiste. Es ist überall ein Inch (2,5 cm) weiter gearbeitet, damit es auch mit Sicherheit paßt und nicht so »steilisch« ist, nicht modisch, was im Himmel und auf hutterischer Erde gar nicht gern gesehen wird.

Der tote Josef kann sich hier unten wie dort oben mit gutem Gewissen sehen lassen. Seine Töchter haben ihm sogar zur Feier des Tages weiße Socken gestrickt. Die Frauen, mir gegenüber auf der anderen Seite der Bahre, legen überhaupt größten Wert auf Josefs Äußeres. Nach jedem Lied kämmen sie ihm den schütterten Bart, und zupfen an seinem Hemd, um doch noch irgendein kleines Fältchen zu glätten. Mit ihren Taschentüchern tupfen sie dem Toten liebevoll den glänzenden Talg von der Stirn, trocknen seinen Nasenrücken, streichen über seine Hände.

Niemand hat Scheu vor dem Toten, schon gar keiner ekelt sich vor ihm. Es stört hier auch keinen Menschen, wenn während einer Gesangspause bei der Leiche geluncht wird mit Kaffee, Honig,



»Jam« und dem »Leichenzwieback«, der etwas süßer zu sein scheint als der normale. Da dampft die Emaillekanne direkt neben dem Kopf des Verstorbenen, der Marmeladentopf steht rechts von seinen Füßen.

Zuerst bekomme ich keinen Bissen herunter. Irgendwie habe ich dauernd einen modrigen, talgigen Geschmack im Mund, die sinnliche Übertragung meiner Vorstellung vom Tod. Ich denke in diesem Moment an meinen verstorbenen Vater, von dem ich mich im Kühlraum eines Krankenhauses verabschieden mußte. Er lag in einem beigegekachelten sterilen Raum unter grellen Neonröhren, auf seiner Brust ein Schild mit Name, Adresse, Geburtstag und Todestag. Verwechslungen waren auszuschließen. Zehn Minuten durfte ich mit meinem toten Vater zusammensein, dann kam der Pfleger und fragte, ob ich fertig sei, er habe nämlich Dienstschluß, es täte ihm leid. Da ich nicht antworten konnte, rollte er die Leiche in einen Nebenraum und schob sie wieder in die Finsternis und Kälte seiner Gefrierbox. Dort blieb sie allein bis zur Beerdigung.

Wie liebend gern hätte ich meinem Vater eine hutterische »Leicht« gegönnt, einen warmen, menschlichen Abschied im Kreise der Gemeinschaft, mit schweren, schrillen Liedern bei Kaffee und Zwieback. Die Hutterischen wissen, wie in der Welt gestorben wird. »So wie dr Mensch lebt, so stirbt er«, sagen sie. Deshalb verzichten sie in der Regel auch darauf, ihre alten Leute ins Krankenhaus der Stadt zu bringen, und wenn sie ohne Intensivstation und künstliche Lebenserhaltung ein paar Tage früher die Augen für immer schließen, um so besser.

Im eigenen Bett zu sterben war auch des Schreiners Josef letzter Wunsch. Als er am Abend nach einem Herzanfall merkte, daß es zu Ende geht, rief er die ganze Gemeinde zusammen. Wie mir einer seiner Söhne erzählt, hat er von jedem einzelnen, auch von den Kindern, mit Handschlag »Urlaub gnome«, hat »gebeten, dos ihm niemand nix fir Ibel nehme mecht«, ließ noch alle »Frommen im Land« herzlich grüßen und »is donn mit seeligen Gsicht eingeschlofe, gonz ruhig ohne Schmerzen«. An dieser Ruhe des Toten erfreuen sich die Lebenden zwei Tage und zwei Nächte beim »Wachten«. Sie können sich gar nicht sattsehen, fühlen sich angezogen von diesem Körper des Schreiners, dessen Seele sie sich schon in den Armen des Herrn wünschen. Selten fließt hier an der Bahre mal eine Träne, doch immer wieder höre ich Leute klagen: »Dr Josef hot's guet! Wern mir doch scho duet, wo dr Josef ist!« Unaufhörlich besingen wir die himmlischen Freuden, in denen die Schreinerseele nun schön schwelgen wird:

*»Da wird sein das Freudenleben, / Wo viel tausend Seelen schon / Sind mit Himmels Glanz umgeben, / Dienen Gott vor seinem Thron, / Wo die Serafinen prangen / Und das hohe Lied anfangen, / Heilig, heilig, heilig heißt / Gott der Vater, Sohn und Geist.«*

Die Lieder sind mir noch von der Hochzeit gut im Ohr. Der Traum vom Leben im Jenseits ist zu jeder Gelegenheit das passende Thema. Wie beim Polterabend gibt es nachts auch eine Flasche »Lethbridge Pilsner« und eine Tasse Erdnüsse zur Stärkung. Nur die alten Leute sind gegen Mitternacht ins Bett gegangen. Alle anderen bleiben auf, halten Wacht und singen sich heiser. In der Ecke sitzt der Prediger mit dem »Liederbichl« an einer kleinen Lampe, die so schwach ist, daß man sieht, wie das fahle Licht des Mondes ins Zimmer fällt. Der Tote ist nur noch schemenhaft zu erkennen. Manchmal kommt es mir vor, als schwebt er, dann wieder erscheint er mir wie versteinert. Todmüde, wie ich bin, klappen mir im Laufe der Nacht öfter mal die Augendeckel herunter und, eingekeilt zwischen meinen Nachbarn, sacke ich immer mal wieder kurz weg. Auch der alte Elias schnarcht ab und zu ganz leise an meiner Rechten.

In dieser Nacht geht mir die Geschichte der Katharina durch den Kopf, der Köchin und Hebamme

aus Waterton, die eines nachts ganz allein eine Fehlgeburt, in Windeln eingewickelt, auf den Friedhof der Kolonie brachte, um sie dort zu vergraben. Katharina hat mir dies auf der Fahrt hierher in allen Einzelheiten erzählt. Dabei erfuhr ich, daß es auch bei Beerdigungen festgelegte Ordnungen gibt. Wird ein Kind tot geboren, findet überhaupt keine Zeremonie statt. »Mir tuns nur einschor«, wie Katharina sagt, »damit's die Kojots nit findn«. Wer nicht länger als vier Wochen lebt, dem singt die Gemeinde bloß das Lied »O Herr, ein selig Scheiden«, bis zum Alter von sechs Monaten wird eine Nacht »gewachtet«, und nur wer älter wird, hat Anspruch auf eine richtige hutterische Leicht, mit zwei Nächten, in denen die Totenwache gehalten wird.

Mit dem Morgenrauen kommt der Tischler und bringt den maßgeschneiderten Sarg aus Fichtenholz. Er ist fünfeinhalb Zoll lang, und nach Altvätersitte mit Sägespänen gepolstert. Vorsichtig heben wir den Leichnam in den »Totentrog«. Zum ersten Mal in meinem Leben berühre ich dabei einen Toten. Noch 24 Stunden zuvor wäre das für mich eine Unvorstellbarkeit gewesen, aber inzwischen ist mir der Körper des Schreiners vertraut geworden, er macht mir keine Lebensangst mehr. Auch der unangenehme Geschmack in meinem Mund ist verflogen. Ich bin froh, nach einer langen Nacht des Stillsitzens endlich etwas tun zu können, mit anzufassen. Beim Anheben der Leiche spüre ich die Ausbuchtungen der Rückenwirbel, und die kühlen Hände fühlen sich an, als seien sie aus Pergament. Fast möchte ich den Frauen dabei helfen, wie sie den Toten im »Trog« in die richtige Lage rücken, ihn immer wieder kämmen, betupfen und an seiner Kleidung herumzupfen. Die Klopapierrollen, auf denen bisher seine Ellenbogen ruhten, dienen nun im Sarg als Nackenstütze. Am Fußende, wo noch etwas Platz ist, werden Josefs zerlesene Bibel und sein altes Gesangbuch verstaut, nicht etwa als Mitgift fürs Jenseits, sondern aus Ehrfurcht vor den heiligen, aber durch täglichen Gebrauch zerschlissenen Büchern, die man nicht einfach in der Mülltonne verbrennen will.

Es vergeht noch einmal ein langer Vormittag mit heiserem Gesang, bis wir alle mit grauen, übernächtigten Gesichtern hinter Josefs Söhnen, die den Sarg des Vaters auf den Schultern tragen, in den Speisesaal ziehen zur »Leichtlehr«, dem Begräbnisgottesdienst. Gut 500 Hutterer haben sich hier versammelt, unübersehbar ist das Meer der weißgepunkteten Kopftücher auf der linken und der schwarzen Janker auf der rechten Seite. Eine schmale Gasse in der Mitte des Raums trennt die Geschlechter, sie ist gerade breit genug für den Sarg. Ganz vorn steht der Prediger und stimmt erst mal ein langes Lied an.

*»Ach wie ofte hört man sagen, / Daß ein Mensch gestorben sei, / Auch wie mancher wird erschlagen  
/ Oder bricht den Hals entzwei, / Einen anderen rührt der Schlag / Wohl im Sauf- und Spielgelag, /  
Mancher schlummert ohne Sorgen / Und erlebt nicht mehr den Morgen.*

*Feuer, Wasser, Luft und Erden, / Blitz und Donner, Krieg und Pest, / Müssen uns're Mörder werden,  
/ Wenn es Gott geschehen läßt. / Niemand ist vom Tode frei, / Nur die Art ist mancherlei, /  
Insgeheim sind uns're Stunden / Einem Schatten gleich verschwunden ...«*

In der anschließenden Predigt verkündet der Vorsteher mit tragender, tiefer Stimme »daß wir hier Versammelten den vor uns liegenden Bruder Josef, dessen Zeit aus und am Ende ist, nach Gebrauch und Gebühr zur Erde zu bestatten haben«. Da aber der Tote zwar noch Ohren habe, er aber diese Predigt nicht besser hören könne »wie ein Tisch, ein Stuhl oder Bett«, richte er seine Worte lieber an die lebenden Anwesenden, »die wir uns noch in der Gnadenzeit befinden und noch hören und vernehmen, uns bessern und Buße tun können.«

Am Sarg, sagt der Diener des Wortes seinen Zuhörern, zeige sich, wie nichtig und belanglos der irdische Wohlstand eigentlich sei, denn ob »Kaiser, König, Edelmann oder Jud«, keiner könne mehr ins

Grab mitnehmen wie der Josef. Warum also »nach dem Taler leben wie alle Welt?«, fragt er und macht eine lange Pause. Überzeugender als im Angesicht des Todes läßt sich die hutterische Verachtung alles Materiellen gar nicht zum Ausdruck bringen. Draußen, außerhalb der Gemeinde, wo das Leben der Menschen seinen Sinn erst durch das Anhäufen toter Materie erhalte, da müsse die Existenz des Todes zur Bedrohung werden. Also betäube man sich dort durch Fressen und Saufen und »Tolr scheffeln« und verdränge so das Wissen um das unbarmherzig nahende Ende. Ein Gemeinschaftler dagegen brauche den Tod nicht zu fürchten, denn er habe ja hinieden nichts zurückzulassen. Allein der Körper bleibe zurück, der ihm schon Zeit seines Lebens »ärgster Feind« und Verführer seiner Seele war. Mit der Sterbestunde sei er auch den endlich los, und wie im Vogelflug gehe es aufwärts, himmelan, zum höchsten Gericht, um Rechenschaft abzulegen für das Leben unten auf Erden. »O wird da sein ein großes Klagen und Jammern der Sünder«, warnt der Prediger und blickt vor allem den Jungen und Mädchen in den hinteren Bankreihen streng ins Gesicht, »ja, Furcht wird da auch sein, Schrecken, Zähneklappern, ein Weinen und mancherlei Schmerzen und Traurigkeit. Und der Teufel wird treten vor den göttlichen Richterstuhl mit feurigen Augen und schwarzer Gestalt, und er wird sagen: 'Gerechter Richter, teil mir diesen zu, von wegen seiner Sünde. Der hat wollen dir nicht gehorsam sein, mir aber ist er willig und bereit gewesen, darum er billig samt mir, die Verdammnis haben soll.'«

Der Ort der Verdammnis, »die Höll und ihre grausame und furchtbare Pein«, beschreibt der Prediger anhand seines Textes in aller Genauigkeit und nicht ohne Genuß:

*»Die Höll ist eine Grub und ein feuriger Ort, den Gottlosen zubereitet, voller Schmerzen und Unfrieden. Wer darin kommt, der kommt ewiglich nimmer daraus. Da ist keine Ruh noch Ordnung, sondern immer Furcht und Schrecken, immer Weinen und Klagen. Dasselbst ist nicht allein grausame Hitz, sondern auch allergrößte Kält, ein großes Elend und Herzeleid, ein Feuer, das nimmermehr zu löschen ist, ein greuliche Finsternis, ein Wurm, der nimmer stirbt, ein Teich mit Schlangen und Feuer und schrecklichen Gesichtern der Teufel und ewige Bitterkeit. In Summa, Beraubung alles Guten! Ja, die Seelen der Verdammten werden selbst die Teufel sein, Henker, die nicht müde werden und auch niemanden fürchten. Die Verdammten werden voll Jammer sein und überschüttet mit unaussprechlicher Pein. Sie werden eine Speis des Feuers sein und werden doch nimmermehr verzehrt werden. Sie werden ihre Zungen zerbeißen und nimmermehr können satt werden, denn sie werden Hunger leiden wie die Hund. Ihr Trank wird sein die allerbitterste Drachengalle und das Gift der Schlangen, ihr Kleid Schaben und Würm, ihr Gesang stetes Schreien und Rufen: Ach! Ach! Weh! Ihre Augen werden voller Tränen sein, mit den Zähnen werden sie knürschen, ihre Lefzen werden voller Gestank sein, ihre Ohren voller Geschrei der Teufel. Sie werden gefesselt sein mit feurigen Banden an Händen und Füßen. Alle Glieder werden brennen und können doch gar nicht verbrennen. Sie werden den Tod begehren, aber der Tod wird von ihnen fliehen, das End wird für aufs neue anfangen und kann nimmermehr geendet werden.*

*Auch den Herren und Königen hat Gott das Feuer der Pein tief und heißgemacht, und ihre Gemächer werden feurig sein, und da ist Holz ohne Zahl, welches den Atem des Herren anzünden wird wie einen hitzigen Schwefelbach. Und sie werden ihre Mütter verfluchen, die sie geboren. Also werden alsdann die Verdammten sagen: 'O selig und heilswürdig sein diese, welche mit den grausamen Sünden nicht befleckt seien und die nicht in Wollust und Freud, nicht in Eitelkeit und Thorheit dieser Welt gewandelt haben. Was nutzt uns jetzt die Hoffart, Fleischeslust, köstliche Gewand samt unserem Wohlleben, Lust und Freud, darin wir eitel unser Leben zugebracht und verzehrt haben? Jetzt*

*seien diese Dinge alle vergangen wie ein Schatten und Dampf. Jammer ist uns geblieben und ewiges Brennen. '«*

Andächtig und gläubig wie Kinder im Schoß der geschichtenerzählenden Großmutter, folgen Jung und Alt mit großen, staunenden Augen den Beschreibungen des Infernos. Kein anderes Thema kann eine Hutterseele so fesseln, nie habe ich soviel Einfalt und Arglosigkeit in den Gesichtern der frommen Himmelsanwärter gesehen wie jetzt. »Wer nicht das Reich Gottes so treuherzig nimmt als Kind«, schreibt Lukas, »der wird nicht hineinkommen« (Lukas 18, 17). Hier im Saal wird keiner vor der goldenen Pforte abgewiesen werden, da bin ich ganz sicher. Ohne diesen treuherzigen Glauben an Gut und Böse, an Himmel und Hölle ist hutterisches Leben gar nicht vorstellbar. Aus seiner bibelfesten Naivität wächst diesem Volk die Kraft, an Althergebrachtem festzuhalten, durch sie bewahrt



es sich seine geistige Unschuld. »Sind wir denn Kinder, so sind wir auch ... Gottes Erben« (Römer 8, 17).

So erschreckend diese selbstverordnete Unmündigkeit einem aufgeklärten Menschen auch erscheinen mag, in dieser Beerdigungsgesellschaft fühle ich mich ebenso gottverlassen wie weltverloren. Hätte ich doch etwas von der unbekümmerten Sicherheit der Hutterer, die sich ihre Kindheit konservieren von der Wiege bis ins Grab. Wüßte ich doch genauso wie sie, wo es lang geht im Leben, und könnte ich mit derselben Leichtgläubigkeit den Höllengeschichten lauschen, als handle es sich da um das Märchen von Rotkäppchen und dem bösen Wolf! Ich komme mir schrecklich alt vor neben dem 75jährigen Elias, der so staunend die Predigt verfolgt, als höre er sie zum ersten Mal.

Zwei lange Predigtstunden vergehen, bis der Sarg nach einem letzten 30-Strophen-Lied endlich zugemacht wird. Die Männer tragen ihn hinaus auf den »Totengortn«, dem von einem schlichten, weißgestrichenen Holzzaun umgebenen Friedhof am Rande der Kolonie. Auf der quadratischen Wiese, in deren Mitte ein rechteckiges Loch ausgehoben ist, stehen keine Kreuze, keine Gedenksteine, auch sehe ich keine Blumen. Spurlos verschwinden die Auserwählten aus ihrem Jammertal, Erde zu Erde, Asche zu Asche. Die vier Söhne des Toten senken den Sarg an zwei Tauen in das Grab, und im Nu ist das Loch von uns Männern wieder zugeschaufelt. Schon im nächsten Sommer wird über dieser Stelle das Präriegras wuchern, wie über allen Gräbern hier.

Literaturhinweis:

Michael Holzach, Das vergessene Volk, Deutscher Taschenbuch-Verlag

## Die Verfasser der Beiträge

Roman Demattia, geboren 1950 in Brixen, Studium der Geschichte und Kunstgeschichte in Innsbruck. Von 1978 — 84 Bibliothekar an der Teßmann-Bibliothek in Bozen. Seit Oktober 1984 Leiter der Stadtbibliothek Brixen.

Michael Holzach, geboren 1947 in Heidelberg, Studium der Sozialwissenschaften. Zunächst Reporter bei der ZEIT in Hamburg, dann freier Journalist. 1980 erschien sein Buch »Das vergessene Volk« (Hoffmann und Campe) über einen einjährigen Aufenthalt bei den Hutterern in Kanada. 1982 veröffentlichte er den Band »Deutschland umsonst«, nachdem er 6 Monate zu Fuß und ohne Geld durch Deutschland gezogen war. Im Frühjahr 1983 ertrank er beim Versuch, seinen Hund aus der Enns zu retten. In seinem Testament verfügte er, daß der Erlös aus seinen Büchern der Aktion »Brot für die Welt« zugutekommen solle.

Gerhard Mumelter, geboren 1947 in Bozen, lebt als RAI-Journalist in Bozen. Herausgeber der Anthologie »neue literatur aus südtirol« (1970) und »Literatur in Südtirol« (Arunda 14).

Gerd Staffler, geboren 1945 in Oberstdorf, aufgewachsen in Brixen, lebt als RAI-Journalist in Bozen. Autor mehrerer Fernsehfilme zu zeitgeschichtlichen Fragen sowie über die Tiroler im brasilianischen Dreizehnlinden. Autor des Hutterer-Films »Ein Dollar im Monat«.

## FOTO-NACHWEIS

### Aufnahmen von:

WILLIAM A. ALLARD:	Seite 82
ERWIN FLOR:	Seite 7
HERMANN MARIA GASSER:	Seite 9, 10, 13, 15, 31, 48 unten, 49, 70, 71, 75
ROBERT HALL:	Seite 36 unten
JERRY IRWIN:	Seite 42, 43, 45, 47, 48 oben, 54 oben
GERHARD MUMELTER:	Seite 11, 12, 14, 17, 18, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 34, 35, 44, 46, 58, 59, 65 oben rechts, 68, 77, 79, 86/87
HANSJÖRG NOVAK:	Seite 37, 38, 39
TIMM RAUTERT:	Seite 6, 32, 90, 94

## INHALT

GERHARD MUMELTER:	Bist mit'm Luftschiif kumme?	Seite 5
ROMAN DEMATTIA:	Die Geschichte der Hutterer	Seite 50
GERD STAFFLER:	Willst a Bildl obnehmen? <i>Filmen bei den Hutterern</i>	Seite 74
MICHAEL HOLZACH:	Honey Moon <i>Hochzeit bei den Hutterern</i> Seliges Sterben bei Brot und Kaffee	Seite 78 Seite 88

**ARUNDA**  
**KULTURZEITSCHRIFT AUS SÜDTIROL**

Bisher sind erschienen:

1	Menschenkinder	1976 ●	vergriffen
2	Zerstörung	1976 ●	vergriffen
3	Der Vinschgauer Sonnenberg	1977 ●	2. Aufl. 1985 ● ●
4	Unsere Nachbarn	1977 ●	vergriffen
5	Nostalgie	1978 ●	vergriffen
6	Aubet Cubet Quere	1977 ●	vergriffen
7	Diese Suppe eß ich nicht	1979 ●	
8/9	Architektur in Südtirol ab 1900	1979 ● ●	
S	Südtirol - Eine Elegie	1979 ● ●	vergriffen
10	Anton Frühauf, Meran	1980 ● ●	
B	Brot im südlichen Tirol	1980 ● ●	3. Aufl. 1983
G	Geformte Natur	1981 ● ●	vergriffen
11	Das Kreuz mit der Identität	1981 ●	
T	Franz Tumlner	1982 ● ●	
M	Musik in Südtirol	1982 ● ●	
12	Elemente: Foto-Anthologie	1983 ●	
13	Kinder	1983 ● ●	
14	Literatur in Südtirol	1983 ● ●	
15	Begegnungen - Engelsburg	1984 ●	
16	Verknüpfungen	1984 ● ●	
17	Tera Ladina	1985 ●	
18	Athesis	1985 ● ●	
19	Hutterer	1986 ●	2. Aufl. 1986

Bestellungen: Das Abonnement kostet Lire 30.000 (vier Punkte)

Verlagsort und Verwaltung:

ARUNDA, I-39028 Schlanders, Hauptstraße 12, Tel. (0473) 70103

Post-Kontokorrent Nr 12413399 ARUNDA Schlanders

Bank-Kontokorrent 20568/1 ARUNDA, Raiffeisenkasse Schlanders

Herausgeber und Redaktion:  
Dr. HANS WIELANDER, I—39028 SCHLANDERS, Hauptstraße 12, Tel. (0473) 70103  
GIANNI BODINI, ROLAND KRISTANELL, GERHARD MUMELTER, PAUL PREIMS

Verantwortlich: VOLKER OBEREGGER

S.I.A.P. Gr. IV — 70% — Reg. Trib. Bozen Nr. 7/76 R.St. vom 10.3.1976



